



Stipendien-Aufenthalt auf den Philippinen

vom 19. Juni bis zum 30. Juli 2015

Aus den Schlagzeilen, aus dem Sinn. Wie geht es den Philippinen nach Taifun Yolanda?

Von Julia Fiedler

Philippinen, vom 19. Juni bis zum 30. Juli 2015



Inhalt

1. Zur Person	37
2. Warum die Philippinen, warum dieses Thema?	37
3. Welcome to Manila!	39
3.1 Über den Wolken	39
3.2 Welcome to Manila!	40
3.3 Schmuddelig, stickig, lebendig	40
3.4 Aufstehen und tanzen	41
4. Just keep breathing	42
4.1 Ein Zyniker und lauter Hipster	42
4.2 Die Wirklichkeit tut weh	45
5. Regentage	46
5.1 Anpacken – ein Besuch bei All Hands	46
5.2 Interview mit Tonja	49
5.3 Schlimmer geht immer	51
6. Das “neue” Tacloban	52
6.1 Schöner Wohnen?	52
6.2 Erste Welt trifft Realität	54
7. Ein anderes „neues“ Tacloban	56
7.1 Interview mit Reina Garcia	57

8. Die Macht der Sprache	59
8.1 Ein Haus aus Stein	59
8.2 Literatur gegen das Vergessen	61
8.3 Interview mit Firie und Janice, Autorinnen und Verlegerinnen von „Amandiwing Books“	61
Über Kinderbücher auf den Philippinen	62
9. Die Sonne bestimmt, wann der Tag beginnt	65
9.1 Schutzlose Küste	65
9.2 Interview mit einem Surfer	67
9.3 Surf for life	69
9.4 Insel ohne Einkommen	71
10. Wo alles begann – und weitergeht	72
10.1 Große Träume – große Chance	72
10.2 Inselleben	74
10.3 Der Wert von Wasser	75
10.4 Interview mit Flor	76
10.5 Von der Hand in den Mund	77
10.6 Pro Kind ein Baum	79
10.7 The happy song	80
10.8 Auf einer Nusschale im großen Meer	81
10.9 Zwei Jahre nach Yolanda – alles wieder gut?	82
10.10 Was tun?	83

1. Zur Person

Ich bin Autoredakteurin. Seit zwei Jahren teste ich Fahrzeuge fürs Fernsehen. Ich habe Chinesisch und Rechtswissenschaften studiert und meine Diplomarbeit über das chinesische Lebensmittelsicherheitsgesetz geschrieben – aber irgendwie bin ich dann doch bei n-tv und den Autos gelandet. Wie und warum? Unwichtig. Es macht Spaß!

Ich wollte schon immer Journalistin werden. Genauer gesagt Redakteurin von Auslandsdokumentationen. Diesen Traum werde ich mir eines Tages erfüllen, aber bis dahin muss ich noch viel lernen.

Die Heinz-Kühn-Stiftung hat mir mit ihrem Stipendium daher etwas ganz besonders Wichtiges ermöglicht. Ein Thema im Ausland zu recherchieren, klar. Aber nicht nur das. Sie hat mir Freiheit spendiert. Inspiration. Den Funken, der hoffentlich etwas entzünden kann. Es klingt kitschig, aber zumindest in meinem Fall hat sie dafür gesorgt, dass ich meinem Traum ein bisschen näher gekommen bin.

Wenn alles klappt, geht es im Sommer mit meiner ersten eigenen Kamera zurück an die Orte meiner Recherche. Zu meinen philippinischen Freunden und ihren tollen Projekten. Ich möchte einen Film machen. Denn am anderen Ende der Welt habe ich mich wieder daran erinnert, was mir wirklich wichtig ist. Vielen Dank dafür!

2. Warum die Philippinen, warum dieses Thema?

Die Philippinen sind ein Inselstaat im westlichen Pazifischen Ozean. Sie sind ein Archipel südlich von China und werden von 7.107 Inseln gebildet. 880 davon sind bewohnt, von 100 Millionen Menschen.

Die Philippinen sind besonders stark durch extreme Naturereignisse gefährdet. Laut Welt-Risiko-Bericht stehen sie auf der Skala der gefährdetsten Staaten auf Platz zwei. Grund dafür ist die Lage entlang des sogenannten „Taifungürtels“ oder „Ring of Fire“, einer Region im Pazifik, in der es regelmäßig zu vulkanischen Eruptionen, Erdbeben und tropischen Stürmen kommt. Jährlich gelangen rund 19 Taifune in die Region um die Philippinen, etwa sechs bis neun treffen auf Land. Durch den Klimawandel hat sich die Wucht der Stürme in den letzten Jahren verstärkt und sie haben ihre Laufbahn teilweise verändert. Regionen, die bisher nicht betroffen waren, müssen sich nun gegen extreme Naturereignisse wappnen.

Vor zweieinhalb Jahren wurden die Philippinen besonders hart getroffen. Am 8. November 2013 fegte der Taifun Haiyan mit großer Wucht über mehrere Inseln. Besonders betroffen war die Visayas-Inselgruppe im Zentrum

des Archipels.

Haiyan gehört zu den stärksten tropischen Wirbelstürmen, die je beobachtet wurden, mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 315 Kilometern pro Stunde. Nach offiziellen Angaben starben rund 8.000 Menschen im Sturm oder durch tsunamartige Flutwellen. Die Zahlen könnten aber auch deutlich darüber liegen, je nachdem wem man glaubt. Dazu später mehr.

Mehr als eine Million Häuser wurden zerstört, Millionen Menschen wurden obdachlos.

Im deutschen Fernsehen wurden erschreckende Bilder der Zerstörung gezeigt. Städte – dem Erdboden gleichgemacht. Meterhohe Schuttberge. Mittdrin ein riesiges Schiff, das an Land geworfen wurde. Verzweifelte Menschen.

Die Berichterstattung konzentrierte sich zunächst vor allem auf die Stadt Tacloban, weil diese für Journalisten mit Militärflugzeugen leichter zugänglich war als andere Orte. Andere betroffene Regionen wurden hingegen weniger beachtet – nicht nur von der Presse, auch von den Hilfsorganisationen. Das sind Orte, über die man kaum etwas erfährt, außer man macht sich selbst auf den Weg in die Region.

Die Spendenbereitschaft für die Sturmpfer auf den Philippinen war weltweit sehr hoch, allein in Deutschland wurden mehr als 140 Millionen Euro an die großen Hilfsorganisationen gespendet. Aber auch kleine, spontan privat gegründete Initiativen sammelten Gelder und versorgten Menschen mit Hilfsgütern, die bisher nichts von den internationalen Spendengeldern abbekommen hatten. So zum Beispiel das Projekt „I am HIP – Helping Islets in the Philippines“. „I am HIP“ kümmert sich um Gemeinden auf einigen kleinen Inseln der Inselgruppe Bantayan, die stark von Haiyan getroffen wurde – aber von den Hilfsgeldern der großen Organisationen kaum etwas abbekam. I am HIP und die Bantayan-Inselgruppe werden Thema des Berichts sein.

Die Arbeit einiger Hilfsorganisationen dauert auch mehr als zwei Jahre nach der Katastrophe weiter an. Denn auch wenn viele Straßen und Häuser inzwischen repariert wurden und die Opfer von Haiyan aus der deutschen Medienberichterstattung verschwunden sind, gibt es noch viel zu tun. Viele Menschen haben ihre Existenzgrundlage verloren. Fischer zum Beispiel, deren Boote und Netze durch die Wassermassen ins Meer gerissen wurden. Manche mussten Kredite aufnehmen um Ersatz zu beschaffen und haben nun nichts - plus Schulden. Oder Bauern, deren Kokosplantagen dem Erdboden gleichgemacht wurden und die 10 Jahre warten müssen, bis die neuen Palmensetzlinge wieder Früchte tragen. Menschen, die verletzt und verstümmelt wurden und ihrer alten Arbeit nicht mehr nachgehen können. Sie haben auch heute, mehr als zweieinhalb Jahre nach der Katastrophe, Pro-

bleme, ihr Überleben zu sichern.

Aber warum ist dies MEIN Thema?

Als Haiyan über die Philippinen gefegt war, stürzten sich die Redaktionen auf die Bilder. Ich arbeitete damals noch in der Nachrichtenredaktion und war erschrocken über den Umgang mit der Katastrophe. Mit den Bildern wurde Quote gemacht. Je schlimmer, desto besser. Als der Schreckmoment ausgereizt war, geriet das Thema schnell wieder in Vergessenheit. Das Mitleid mit den Philippinen – nur geheuchelt?

Für die vielen Spender sicher nicht. Aber auf Seite der Medien offenbarten sich Sensationsgier und die Oberflächlichkeit der Berichterstattung. Ich wollte einen Schritt weitergehen. Um zu sehen, welche Geschichten man findet, wenn es keine neuen Toten mehr gibt.

Soviel vorab - diese Geschichten haben mit hohen persönlichen Verlusten zu tun, aber auch mit Zusammenhalt, Visionen und sogar mit Literatur.

Haiyan wird auf den Philippinen übrigens Yolanda genannt. In diesem Bericht werde ich den philippinischen Namen verwenden.

3. Welcome to Manila!

3.1 Über den Wolken

Der erste Blick auf die Philippinen: Durch die mächtigen weißen Wolkentürme sehe ich Grün und Berge. Und die Küste. Das Wasser ist eher grau als türkisfarben – wie man es von einem Inselparadies eigentlich erwarten würde.

Die Philippinen: Ein Inselparadies, in dem verliebte Pärchen an einsamen Stränden in Korallenriffen schnorcheln. Vor zwei Jahren war ich selbst Teil so eines Pärchens. Diesmal reise ich auf die Philippinen als das Land, das vor knapp zwei Jahren vom stärksten Taifun verwüstet wurde, der je auf Land getroffen ist.

Im Landeanflug sucht mein Blick nach den Armenvierteln am Flusslauf, die mich bei meinem ersten Besuch so erschreckt haben. Bei meiner Recherche geht es auch um die Armen in den Städten. Als Taifun Ondoy Manila 2009 traf, waren es die Armen, deren Viertel von den Fluten der anschwellenden Flussläufe weggespült wurden. Jetzt wohnen sie wieder hier, dabei dürften sie das eigentlich gar nicht, das Gesetz verbietet es. Aber die Regierung duldet die Siedler – weil die Stadt keine Alternative bieten kann.

Klimawandelanpassung der Städte ist ein wichtiges Stichwort, denn der

Klimawandel ist hier spürbar und nach Ereignissen wie Yolanda kann er nicht länger ignoriert werden. Was das konkret bedeutet, werde ich bei meiner Recherche zum Taifun Yolanda herausfinden. Nicht hier, sondern im Süden, in Tacloban. Manila ist aber der Ausgangspunkt meiner Reise.

Und da sind sie: Die Wolkenkratzer. Die Wellblechhütten. Dicht an dicht. Bis an den Horizont erstreckt sich die Stadt. Wir tauchen ein.

3.2 Welcome to Manila!

Das ist die schlimmste Rush Hour, die ich je erlebt habe. Christian, der hier arbeitet, hat mich gewarnt: Wenn du Taxi fährst, bring Zeit mit! Das Taxameter zeigt bereits 58 Minuten an und die zurückgelegte Strecke: 400 Meter! Immerhin kostet mich das bisher erst 3 Euro.

Der Fahrer hat das Radio laut aufgedreht, er vertreibt sich die Zeit mit der Live-Übertragung eines Basketballspiels. Basketball ist beliebt auf den Philippinen. Das Spiel ist fast vorbei und der Flughafen ist immer noch in Sichtweite.

Die erste Erkenntnis: Manila hat ein Verkehrsproblem. Der Taxifahrer tut mir ein bisschen leid. Mittlerweile lehnt er resigniert mit den Unterarmen auf dem Lenkrad. gibt gequälte Laute von sich. Genervtes Schnalzen.

Gelandet bin ich im Hellen, inzwischen ist der Abend angebrochen. Als ich das Fenster herunterlasse um ein Foto zu schießen, quillt feuchte, stickige Luft in den unterkühlten Innenraum. Sie stinkt nach Abgasen. Der Taxifahrer ist ausgestiegen und zum Straßenrand geschlendert. Ich sitze alleine im Auto. Und genau jetzt geht es natürlich weiter. Er kommt zurückgelaufen. Die Freude hält aber nur kurz. Das Taxameter zeigt 500 Meter an. Immerhin.

3.3 Schmuddelig, stickig, lebendig

Das Viertel, in dem ich wohne, heißt Makati. „Geh da hin, wenn du dir abends auf der Straße nicht in die Hose scheißen willst“, hat mir meine Freundin Nadine vor der Reise geraten. Sie war schon oft hier. Grauer Beton, ein Gewirr von Stromkabeln, karge Beleuchtung. In diesem Viertel gibt es einige größere Hotels, in denen Ausländer absteigen. Die Straße runter finde ich Ben's Falafel Laden, Starbucks und viele Bars mit lauter Musik. Auch nicht anders als anderswo, denke ich.

Aber dann ist da ein Parkplatz mit zahlreichen Straßenständen. Hier tobt das Leben! An einigen Ständen wird Fleisch an Spießen gegrillt und es gibt

Lechon – philippinisches Spanferkel. Eine Band spielt Rockmusik - laut und gut. Leute sitzen an Plastiktischen, Bierflaschen in den Händen, reden und lachen. Die Stimmung ist ausgelassen. Ich bleibe eine Weile, traue mir die Fleischspieße an meinem ersten Abend dann aber doch nicht zu. Eins bleibt an diesem ersten Abend aber hängen: Im Hostel, im Restaurant in dem ich später esse, im Supermarkt, bei Starbucks – jeder hier ist wahnsinnig nett und herzlich. Morgen, wenn der Jetlag weg ist, bin ich dann auch endlich mittendrin.

3.4 Aufstehen und tanzen

Kudyapi – so heißt das seltsame Instrument. Eine zweisaitige Laute, die aus dem Jackfruchtbaum hergestellt wird. Ein langhaariger Filipino ver-ausgab sich an ihren Saiten, Schweißtropfen spritzen von seinem Kopf. Trommler hämmern einen schnellen Beat. Traditionelle Musik trifft Rock.

Gut 100 Zuschauer drängen sich unter dem Vordach des Ayala-Museum-scafes. Während der tropische Regen in dicken Tropfen auf die Straße fällt, grölen und tanzen sie. Scheinwerfer werfen buntes Licht auf riesige Bäume. In Manila ist Fête de la musique.

Ich warte auf meinen philippinischen Freund Phil und bleibe nicht lange allein. Ein ganzkörperätowierter Typ im Karo-Hemd quatscht mich an und hält mir eine Rumflasche hin. Er spiele selbst in einer Band, sagt er. Und seine Freunde mit den langen Haaren auch. „Willst du mal ihr Video auf YouTube sehen?“ Er zückt sein Handy. „Woher kommst du, was machst du hier?“ „Recherche über Yolanda?“ Er nimmt meine Hand. Blickt mir direkt ins Gesicht. „Danke, dass du hier bist und das machst!“ Wow...

Wir kennen uns gerade fünf Minuten und er will mein Facebook-Freund werden. Stellt mir seine Kumpels vor. So schnell geht das hier.

Manches geht schnell – anderes nicht. Phil steckt im Stau. Als er mit einer Stunde Verspätung endlich auftaucht, gehen wir in ein Café in der angrenzenden Greenbelt-Mall. Malls sind auf den Philippinen viel mehr als einfach nur Einkaufszentren. Sie dienen als universeller Treffpunkt. Hier in der Greenbelt-Mall gibt es sogar eine Kirche. Und Schaukelstühle zum Ausruhen, extra für ältere Besucher. Warum alle in die Mall rennen? Nun, draußen ist es einfach zu heiß. Der Verkehr ist unerträglich und schöne Parks sind rar. Malls sind Oasen in der Großstadtwüste. Auch ich lerne sie ziemlich bald zu schätzen und bewege mich in Manila nur noch von Mall zu Mall.

Hier sitzen wir nun also und tauschen Neuigkeiten aus. Es ist lange her, dass wir uns in Peking kennen gelernt haben. Wir haben beide dort studiert und hatten ein paar gemeinsame Freunde aus England. Ein internationaler

Freundeskreis. Daher kommt es mir mit Phil auch plötzlich gar nicht mehr so vor, als sei ich am anderen Ende der Welt.

Mango mit Klebreis und Kaffee mit süßer Milch stehen auf dem Tisch. Schön ist es. Aber dann platzt die Realität in die klimatisierte Idylle.

Wir sprechen über Yolanda. Phil ist der erste, mit dem ich hier darüber rede. Er erzählt mir die Geschichte seines Chefs. Der war am Tag des Taifuns in der Zweigstelle der Firma in Tacloban. Tacloban ist die Stadt, in die ich als nächstes reisen werde. Die Stadt, die am meisten Todesopfer zu verzeichnen hat.

Als der Sturm kommt, verschanzen sich Phils Kollegen und sein Chef im Bürogebäude. Es schützt sie vor der Sturmflut, die eine drei Stockwerke hohe Welle in die Stadt presst. Die Menschen sind auf einen Sturm eingestellt – nicht auf eine Welle.

Phil erzählt Unglaubliches. Tausende seien zum Schutz im Sportstadion untergebracht worden. Es liegt gleich am Strand. Diese Menschen waren die ersten, erzählt Phil. Das Stadion ist zwar ein guter Schutz gegen den Sturm – aber ein Gefängnis, als die Welle kommt. Tausende ertrinken, weil sie nicht fliehen können. Dann überflutet das Wasser die Innenstadt.

Als Phils Chef und die Kollegen das Büro endlich verlassen können, sind 80 Prozent von Tacloban verschwunden. Vor der Tür: Trümmer. Körper. Menschen hängen von den Bäumen. Dorthin hat die Welle sie gehoben. Es dauert Wochen, alle Körper zu bergen. Es graut mir bei diesem Bild.

Das alles ist nicht neu. Aber es fühlt sich anders an, wenn es ein Freund erzählt. Und man selbst in ein paar Tagen an diesen Ort reisen wird.

„Julia, please be careful!“

Aber was soll ich denn machen, wenn ein schlimmer Taifun kommt?

„Get the hell out of there! “

Das wollen aber bestimmt alle?!

„Wenn es keinen Platz mehr im Flieger gibt, geh auf den Berg.“

Klingt unsinnig. Aber dort kommt das Wasser nicht hin. Der Rest ist vermutlich Glückssache – und Schicksal. Puuh.

Phil hat einen alten Freund in Tacloban angerufen. Er wird mich vom Flughafen abholen. Ein Ansprechpartner vor Ort, das ist gut. Denn jetzt habe ich etwas Angst.

4. Just keep breathing

4.1 Ein Zyniker und lauter Hipster

Manila war vor allem laut, groß und grau. Tacloban: Ein anderes Bild.

Die Stadt liegt am Golf von Leyte. Dunkelblaues Wasser bis nach Kalifornien. Eine Scholle aus Vulkangestein, die aus dem mächtigen Meer ragt – mit dicht bewaldeten Bergen in ihrem Zentrum.

Tropische Hitze, Papayabäume und bunte Girlanden über den Straßen. Diese Woche steigt die Fiesta – DAS Stadtfest des Jahres. Sommerfeeling pur. Oder?

Ja schon, aber... viele Häuser sind grau, dreckig und provisorisch. Die Straßen sind alle paar Meter aufgebrochen und voller Schlaglöcher. Jeeps, Tricycles, Busse und Motorradfahrer kämpfen um eine Lücke im Verkehrsdschungel. Es ist LAUT!

Ja, die Stadt ist wieder aufgebaut worden. Aber natürlich nicht neu. Irgendwie hatte ich mir frisch getünchte Wände vorgestellt. Ganz schön naiv. Was noch übrig war wurde natürlich ausgebessert, und das oft nur notdürftig. Denn Baumaterialien waren und sind nach Yolanda nicht nur knapp, sondern auch teuer. In der ganzen Region. Darum werden sie zum Teil aus dem fernen Manila geholt. Und das kostet...

Versichert ist hier keiner. Was weg ist, ist weg. Was müssten das auch für Versicherungsprämien sein, um ein Haus gegen Taifunschäden abzusichern - im Land das weltweit das zweitgefährdetste ist was Naturkatastrophen angeht? Jedes Jahr gehen hier 20 Taifune durch. Dazu kommen Erdbeben und Tsunamis. Und Erdrutsche. Was vergessen? Ja, die Vulkane.

Die Regierung hat jedem, der durch Yolanda alles verloren hat, eine Entschädigung zugesichert, umgerechnet etwa 1.500 Euro. Aber die ist in vielen Fällen bis heute nicht ausgezahlt worden. Das liegt unter anderem daran, dass es für die Bewohner schwer ist, alle erforderlichen Nachweise zu erbringen. Aber nicht nur das ist der Grund. Wie ich später in zahlreichen Gesprächen erfahre, werden die Verantwortlichkeiten zwischen Bürgermeister und Gouverneur hin und her geschoben. Die beiden sind sich nicht ganz grün, wollen die andere Seite schlecht machen. Am Ende sind es wie so oft die Armen, die leer ausgehen und sich irgendwie behelfen müssen. Ein wiederkehrendes Thema während meines Aufenthalts in Tacloban: Kritik an der Regierung höre ich von fast jedem, mit dem ich spreche. Die Frustration ist groß.

Aber es gibt ihn dennoch, den Charme von Tacloban. Er zeigt sich zum Beispiel an einer schön restaurierten, alten Kirche, in der ständig Gottesdienst zu sein scheint – sie ist immer voll. An den netten Cafés, die auch in Köln echte Perlen wären. Und dem Gewusel auf den Straßen, als es dunkel wird: Vergnügte Kinder, Stände mit gegrillten Fleischspießen, Zuckerwatte. Kurz: Tacloban ist kompakt, es lebt und ist dabei viel entspannter als Manila.

Die Stadt ist übersät von NGOs und ich werde von jedem, mit dem ich

spreche, für eine Helferin gehalten. Auf der Straße werde ich wahrscheinlich deshalb ständig begrüßt. Oder einfach nur, weil die Filipinos so unglaublich nett sind?

Abends nehmen mich ein paar Leute aus dem Hostel mit in eine Expat-Bar. Eine Art Hof mit Wellblechdach und hohen Bäumen. Ein bunter Bretterzaun, Sitzgelegenheiten aus Paletten – scheint ein weltweiter Trend zu sein. Entsprechend gibt es hier auch eine “Popup-Küche”, in der Burger gebraten werden. Die eigentliche Bar befindet sich in einem alten Bauwagen. Hippe, durchtrainierte Kellner, elektronische Musik – und fast ausschließlich ausländische Gäste Anfang 20. Etwa 50 von ihnen. Einer tanzt, Bier in der Hand, barfuß, Hipster-Schnurrbart, Strohhut. Neben ihm Eine in kurzer Latzhose mit Sonnenblumenprint und mit Dreadlocks. Mittendrin der Zyniker und ich.

“Wenn du Journalist bist, dann bist du bestimmt auch Zyniker, oder? Oder bist du objektiv, haha” – das ist unser Smalltalk auf dem Weg vom Hostel zur Bar, während ich mich auf seinem Motorrad an ihn klammere. Warum er denn Zyniker sei?

Der Zyniker hat in seinen ersten Wochen hier für eine britische NGO namens All Hands gearbeitet. Die Organisation baut Häuser. Und all die jungen Ausländer, die ich hier sehe, sind Ehrenamtler bei All Hands. Volun-touristen – also Ehrenamtstouristen. All Hands verlangt keinen finanziellen Beitrag von ihnen dafür dass sie hier mithelfen dürfen. Klar, warum auch? Sie helfen ja schließlich und spenden ihre Arbeitskraft.

All Hands bietet Kost und Logis für die Arbeit der jungen Leute. Und sie arbeiten wirklich hart. Nur eben nicht sehr lange, sagt der Zyniker. Die meisten bleiben zwei oder drei Wochen. In dieser Zeit lernen sie gerade das Nötigste im Hausbau. Wenn sie endlich richtig mit anpacken könnten, ziehen sie weiter. An den nächsten Katastrophenschauplatz in Südostasien oder auf einen Backpacking-Trip. Nicht besonders effizient also. Aber immerhin. Hauptsache sie helfen. Oder? Nun, über diese Hilfe, bei der der Abenteuerfaktor im Vordergrund steht, kann man verschiedene Ansichten haben.

Der Zyniker hat viel zu kritisieren. Da wären noch die vielen bekannten internationalen Hilfsorganisationen. Die mit ihren glänzenden SUVs durch die Stadt fahren. Warum UK Aid einen importierten Mini mit Sonderlackierung fahren muss, erschließt sich natürlich wirklich nicht. Warum die Mitarbeiter der NGOs in Zeiten größter Wohnungsnot ganze Häuser von lokalen Familien gemietet haben, um darin alleine zu wohnen, auch nicht. Der Zyniker will mich in den nächsten Tagen auf seinem Motorrad an einige Orte mitnehmen, die er für meine Recherche für wichtig hält. Wir werden zu Siedlungen fahren, in denen die Menschen ihre Häuser mit alten UN-Bannern abdecken, damit es durch ihr Wellblechdach nicht hereinregnet. Und

wir werden sehen, wohin die Taifunopfer umgesiedelt werden sollen. Ich bin gespannt.

4.2 Die Wirklichkeit tut weh

Der Zyniker stellt mir Vanessa vor. “She’s a really beautiful person!” Vanessa arbeitet auch für All Hands. Eine kleine Frau mit bunten Armbändern und langen schwarzen Haaren. Sie muss Mitte 30 sein und kommt aus Tacloban. Eine Zeit lang hat sie in Manila gelebt, nach der Trennung von ihrem Mann ist sie dann aber zurückgezogen – zu Familie und Freunden, mit ihren beiden kleinen Jungs. Als der Sturm kommt, ist Vanessa gerade in Manila.

Vanessa spricht sachlich und ruhig, die Augen nach unten geschlagen, nicht schüchtern, aber sehr zurückgenommen. Nach dem Sturm habe sie ihre Mutter nach Manila geholt, die wollte aber schon bald wieder zurück nach Tacloban. Manila war ihr zu laut, zu groß, einfach nicht Zuhause. Die alte Frau hatte Heimweh und Vanessa ging mit, zurück in die zerstörte Stadt, beim Aufbau helfen.

Mitten in der Erzählung schiebt sie dann ziemlich unauffällig noch einen Satz hinterher, in den Raum zwischen uns beiden, wo er so stehen bleibt.

“Meine Kinder sind ertrunken.”

Sie guckt hoch und mich an. Gesprochen hat sie sehr sachlich. Und sie verzieht auch jetzt keine Miene. Guckt eher stumpf. Während ich hilflos um Fassung ringe.

Das ist mein erstes Gespräch mit einem Opfer des Taifuns. Was soll ich nur sagen????

ICH KANN SIE NICHT TRÖSTEN! Ich würde so gerne.

Sie sei eine Weile auf die Nachbarinsel Cebu gegangen, als es gar nicht mehr auszuhalten war. Depressionen. Aufstehen, essen, traurig sein, schlafen. Ich stelle mir diese erwachsene Frau vor, wie sie morgens aufwacht – und sich ihr Albtraum Tag für Tag wiederholt. Hat sie mit irgendjemandem gesprochen, einem Psychologen vielleicht? Mit Freunden. Aber jeder hat ja selbst etwas Grausames erlebt. Sich ausheulen bei Freunden, die von ihrer eigenen Trauer völlig übermannt sind? Wie soll das denn gehen? Eine Schulfreundin hat beide Eltern verloren. Die andere die gesamte Familie. Zieh eine Nummer, stell dich hinten an. So ist das hier nun einmal.

Eine Freundin des Zynikers, Tonja, die Programmanagerin von All Hands, hat ganz am Anfang des Abends einen interessanten Satz gesagt.

Als sie kurz nach Yolanda in Tacloban ankam, hörte sie zuerst das: Gut dass Du hier bist um uns zu helfen. Am meisten hilfst Du, wenn Du Dich

jetzt hier hinsetzt und einfach zuhörst. Hör dir bitte unsere Geschichten an. Bitte teile unsere Trauer mit uns.

Auf Vanessas Arm entdecke ich ein Tattoo, einen feinen, schlichten Schriftzug. „Just keep breathing“

Weiteratmen. Und sie tut es. Was soll sie auch sonst tun.

„Filipinos always bounce back“. Das ist so ein Standardsatz hier. Und von außen wirkt es auch so. Hier an diesem Tisch bin ich mir dessen aber nicht so sicher.

5. Regentage

5.1 Anpacken – ein Besuch bei All Hands

Es tropft. Die anstrengende Hitze hat dem Regen endlich nachgegeben. Durchatmen.

Ich habe gestern wieder viele Leute kennen gelernt. Kaum erfahren sie, was ich hier mache, brechen sich ihre Geschichten Bahn. Ich werde überschwemmt: Mit ganz persönlichen Erlebnisberichten. Informationen, Trauer, Ärger, Enttäuschung, Kritik.

Aber auch Geschichten über Hilfe und das Überleben.

Eine Person, die heraussticht ist Tonja, die Programmanagerin von All Hands. Der Zyniker hat sie mir an unserem ersten Abend vorgestellt. Nun bringt er mich auf seinem Motorrad zu ihr ins Barangay 88. Barangays sind Stadtteile, aber nicht nur das. Sie sind auch die unterste Verwaltungsebene auf den Philippinen. Während ich mich mit Tonja auf den Weg zu den All Hands Häusern mache, setzt sich der Zyniker auf einen Kaffee zu Romeo - einem etwa 70-jährigen philippinischen Mitarbeiter von All Hands, der sich eine Anspielung auf die romantische Verbindung unserer beider Namen natürlich nicht verkneifen kann. Verschmitzt lächelt er mich an – und ich steige in das Spielchen ein.

Dann geht es los. Tonja trägt kurze Haare, keine Schminke, schwere Treter. Sie arbeitet 6 Tage die Woche, 12 Stunden am Tag, um ihr Projekt zu beenden – Ende August geht es zurück nach Europa. Bis dahin sollen 42 Häuser stehen. Ein bisschen kühl wirkt sie, gewissenhaft. Lächelt sparsam. Erst als wir losgehen taut sie auf.

Wir laufen durch eine kleine Gasse. Der Himmel ist schwarz, es regnet in Strömen. Bis auf die Hauptstraße sind die Wege im Barangay nicht geteert. Es ist matschig. Wellblech, Planen, alles was sich irgendwie verbauen lässt, ist nach dem Sturm zum Einsatz gekommen, um Häuser zu zimmern. Kabel verbinden in wildem Durcheinander Häuser mit Masten, an

denen sie schwarze Knäuel bilden. Dicht an dicht stehen die Gebäude, wie in einem Labyrinth schlängeln sich Trampelpfade zwischen ihnen hindurch. Und hier und da inmitten des Dschungels: Die bereits fertigen All-Hands-Häuser. Zweistöckige Gebäude aus neuen Holzbalken, die Wände bestehen aus Bambus.

Bei einem dieser Häuser steigen wir die wenigen Stufen zur winzigen Veranda hinauf. Tonja klopft. Die Tür öffnet sich einen Spalt. Kichern. Dann geht die Tür wieder zu. Und nach erneutem Klopfen ganz auf. Fünf kleine Kinder beäugten uns etwas skeptisch, aber auch sehr amüsiert. Sie laufen ins Zimmer. Wir treten ein. Tonja ruft den Namen der Mutter, um uns anzukündigen.

All Hands übergibt die fertigen Häuser immer an die Frau. Warum? Es ist sicherer, sagt Tonja, weil Männer eher spielen und das Haus versetzen könnten. Oder die Familie verlassen. Die Mutter aber bleibt wahrscheinlich bei den Kindern. Daher soll sie die Hausbesitzerin sein.

Der Fernseher läuft, insgesamt hat der Raum etwa zehn Quadratmeter. Eine Ecke ist die Küche, auf der anderen Seite des Raums führt eine Treppe nach oben. Oben noch einmal zehn Quadratmeter. Dort schläft die siebenköpfige Familie.

Die Mutter kommt hinunter, fragt sich wohl, welchen Zweck unser Besuch hat. Das ist Julia, sie ist Journalistin. Sie würde gerne ein paar Fragen stellen. Geht das? Ein unsicheres aber auch neugieriges Nicken. Ein Lächeln. Ohne Schneidezähne.

Die Kinder bestaunen das Aufnahmegerät, als ich es auspacke. Ein kleines Mädchen entdeckt die Trillerpfeife, die an meinem Rucksack hängt, bläst hinein, dann wollen alle anderen auch mal. Großes Entertainment! Ach wie aufregend, das alles!!! Lachen, Toben, Grimassenschneiden. Kinder können das: Auch in größter Armut ausgelassen sein.

Die Familie hat schon vor Yolanda an genau diesem Fleck gewohnt. Dann kam der Sturm, riss alles davon. Sie gehörten zu jenen, die es ganz schwer traf. Lebten danach auf dem matschigen Boden, unter einem Verschlag, in dem sie nicht einmal aufrecht stehen konnten. Sie wollten nicht weg, denn dann hätten sie ihr Land aufgeben müssen. Es wäre schnell neu besetzt gewesen. So läuft das hier – einer der Gründe, warum selbst inmitten des Taifuns manche ihr Haus nicht verlassen haben. Sie haben fast nichts. Aber das auch noch verlieren? Eine Geschichte, die ich an einem dieser Tage höre: Freunde von Ronny, einem Deutschen, den ich hier kennen lerne, waren nach der Sturmflut noch nicht einmal vom Dach ihres Hauses geklettert, da sahen sie von oben schon die Nachbarn unten in der Küche den Kühlschrank mitnehmen. Plünderer sind schnell.

Als All Hands kam, kroch die Familie unter ihrer kleinen Hütte hervor,

erzählt Tonja. Mit fünf Kindern. Ich betrachte die Kinder, wie sie herumalbern – als hätte es nie auch nur eine einzige Sorge in ihrem Leben gegeben.

Wie hat All Hands die Familien ausgewählt? frage ich Tonja. Wir haben zuerst Befragungen durchgeführt, sagt sie. Die Bewohner des Viertels sollten sagen, wer ihrer Meinung nach am dringendsten Hilfe benötigt. Um keinen zu übersehen, der vielleicht den ganzen Tag lang arbeitet. Anhand von Fragebögen und festgelegten Kriterien wurde dann bestimmt, wer ein Haus bekommt – und wie groß es sein sollte. 42 Häuser – das ist natürlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Nicht jeder hatte das Glück, ausgewählt zu werden.

Ein anderes Haus, an dem wir später vorbei laufen, hat All Hands für eine behinderte alte Frau gebaut. Sie kann keine Treppen steigen, daher wurde das Haus extra für sie mit nur einem Stockwerk entworfen. Bei dieser Frau haben besonders viele Nachbarn gesagt, dass sie Hilfe brauche, erzählt Tonja. Ich bin beeindruckt, dass die Nachbarn, selbst arm, auch an andere denken. Dass die Menschen zusammenstehen.

5.000 Euro kostet ein neues Zuhause von All Hands. Das ist aber günstig! sage ich. Aber günstig ist relativ. Denn 5.000 Euro muss man erst mal haben... 5.000 Euro sind für die Menschen in diesem Barangay unerreichbar.

Der Vater der Familie ist Pedelec-Fahrer. Ein Pedelec ist ein Fahrrad mit einer Art Beiwagen, in dem zwei Fahrgäste sitzen können. Es steht am unteren Ende der öffentlichen Transportmittelkette. Was ihr Mann verdient, frage ich die zahnlose Frau nicht. Ich sehe ja, dass die Familie sehr arm ist und will sie nicht beschämen. Eine Fahrt mit dem Pedelec kostet 10 Cent. Es gibt viele Fahrer, die an jeder Ecke warten. Wenn der Vater 2 Fahrten in der Stunde macht, ist das ein guter Schnitt. Das wären 20 Cent Stundenlohn. Zwei Euro am Tag, um eine siebenköpfige Familie zu ernähren. Wie gesagt, gute Bedingungen vorausgesetzt. Die Mutter arbeitet auch. Sie verkauft Balut, angebrütete Enteneier. Viel wird vermutlich auch dabei nicht herausbringen.

Aber sie haben ein Haus! Wenigstens das! Ja, nur wie lange wird die Freude halten? Das Haus ist ja nur eine temporäre Unterkunft. Es ist so gebaut, dass die Wände aus geflochtenem Bambus bei einem Taifun herausfliegen, die Grundstruktur aus Holz aber erhalten bleibt. Bleiben sollte, sagt Tonja. Hoffentlich. Von dieser Konstruktion erhofft sich All Hands einen Vorteil durch weniger Angriffsfläche für den Wind. Eine Betonmauer würde in sich zusammenfallen. Und wenn die Wände weg sind? Dann müssen sich die Leute wohl alte Plänen suchen. Neue Wände werden sie sich nicht leisten können. Schöner Wohnen auf Zeit. Aber das, was All Hands leistet, ist eben Nothilfe. Und die muss man unterscheiden vom Wiederaufbau. Nur... ist

es wahrscheinlich, dass diese Menschen irgendwann ein richtiges Haus bekommen? Nein. Sie werden wohl in dieser Notunterkunft bleiben, sagt Tonja.

Am Ende posieren fürs Foto. Ich verabschiede mich von Tonja und dann geht es ein paar Straßen weiter, an die Küste.

5.2 Interview mit Tonja

Über das Barangay, in dem All Hands Häuser baut

In dieser Gegend hier darf nicht gebaut werden, weil sie zu nah am Fluss liegt. Im Stadtgebiet darf man erst ab vier Metern Entfernung vom Fluss bauen. In ländlichen Gegenden sind es 20 Meter, in Waldgebieten 40 Meter. Das hat nichts mit Sicherheit zu tun, sondern mit der Instandhaltung des Flussgebietes. Wenn man also weiter als vier Meter vom Fluss entfernt baut, heißt das nicht, dass man in Sicherheit ist. Man muss selbst darauf achten, ob man sicher ist.

Diese Häuser sollten alle nicht hier sein. Aber auf den Philippinen besagt das Gesetz, dass alles, was nicht aus Beton gebaut ist, temporär ist. Daher brauchen die Leute keine Genehmigung. Ein großer Teil von Tacloban besteht aus temporären Häusern und es gibt niemanden, der sich damit befasst. Hier ist kein Brandschutz gegeben, hier ist Überschwemmungsgebiet und wir sind näher als vier Meter am Fluss.

Dieser Fluss hier tritt allerdings nur langsam über die Ufer. Zumindest wenn es keinen Taifun oder sehr starken Sturm gibt. Das Wasser steigt meist nur bis auf Kniehöhe. Wenn man hier nach einem sehr starken Sturm entlang läuft, nach ein paar Tagen Regen, dann ist Wasser in den Häusern. Daher leben die Menschen meist im oberen Stockwerk, denn alles, was unten ist, wird überflutet. Doch als Yolanda zuschlug, war hier alles weg. Keines dieser Häuser gab es vor dem Sturm. Sie wurden alle danach gebaut.

Über die Umsiedelung in den Norden

Ein Großteil der Stadt zieht in den Norden. Aber manche Gegenden werden übersehen. Wenn ein Ort nicht direkt an der Küste liegt, so wie dieses Barangay, dann wird er übersehen. Es ist zudem sehr schwer, so viele Menschen umzusiedeln. Vielen wollen nicht umziehen. Die Stadt sagt im Moment noch, dass sie keine Zwangsumsiedelung machen will.

Die Leute wollen nicht gehen. Sie sagen: Wenn wieder ein Sturm kommt, dann suchen wir eben Schutz. Und danach bauen wir alles wieder auf.

Viele denken nur von heute auf morgen. Für sie ist es einfach wichtiger, genug Geld zu verdienen, um Essen auf den Tisch zu stellen. Warum sollte

man sich jetzt schon um einen neuen Ort kümmern, an den man umziehen könnte, wenn vielleicht in ein oder zwei Jahren ein Taifun kommt? Sie müssten ein neues Haus bauen und hätten währenddessen kein Einkommen. Mit einem Umzug sind viele Kosten verbunden. Und selbst wenn sie ein Haus von der Regierung oder einer NGO bekämen, müssten sie immer noch umziehen und sich eine neue Einkommensquelle suchen. Oder Fahrtkosten bezahlen, um zu ihrer Arbeit zu kommen.

Über die NGOs in Tacloban – und über die Frage klein vs. groß

Die Phase des Wiederaufbaus ist vorbei, jetzt geht es an die Phase der Entwicklung. Und das machen andere NGOs. Vorläufige Behausungen werden nicht mehr gebraucht, jetzt brauchen wir dauerhafte Häuser. Das was jetzt kommt, fällt nicht mehr unter Wiederaufbau, sondern unter Entwicklung.

Jeder versucht, sein Bestes zu tun. Aber manchmal denkt man es sei das Beste, und dann wäre es nur unter anderen Umständen das Beste gewesen.

Ob man nun eine lokale NGO ist oder eine internationale, ob man groß ist oder klein – das ist eigentlich egal. Erfahrung kommt aus allen Ecken. Es ist schwer, hier vor Ort Leute zu finden, die genug Wissen und eine entsprechende Ausbildung besitzen, um diese Arbeit zu tun. Daher brauchen wir die internationalen NGOs und die internationalen Helfer.

Kleine Organisationen haben gewisse Vorteile. Sie können ihre Programme besser auf die tatsächlichen Bedürfnisse zuschneiden. Aber diese Programme können sie dann wiederum nicht auf eine Million Häuser ausweiten. Größere NGOs hingegen haben die Ressourcen. Was uns als All Hands angeht, wir verlassen uns oft auf Daten, die wir von großen NGOs erhalten. Für uns ist das eine große Hilfe. Wo werden Unterkünfte gebraucht, welche und wann? Und wer ist sonst noch an der Sache dran? Wir können nicht immer unsere eigenen Recherchen durchführen, dazu sind wir zu klein und haben weder die Mitarbeiter, noch die Ressourcen.

Als kleine NGOs können wir uns aber mit Dingen beschäftigen, um die sich die großen NGOs nicht kümmern können. Wie hier zum Beispiel, wo wir mitten in der Stadt eine begrenzte Anzahl an Häusern bauen. Das ist eine perfekte Aufgabe für eine kleine NGO. Ein komplettes Gutachten über die Überschwemmungen in Tacloban: Unmöglich für eine kleine NGO. Es ist die Zusammenarbeit, auf die es ankommt. Daher glaube ich, dass die Kommunikation zwischen großen und kleinen NGOs das A und O ist.

Besonders hilfreich ist UNOCHA, das ist das Koordinationsbüro der UN. Die haben all die Karten und viele Informationen. Außerdem gibt es bei UNOCHA wöchentliche und monatliche Treffen, je nach Arbeitsgruppe. Nach einem Jahr hat sich UNOCHA allerdings zurückgezogen. Jetzt ist der

beste Kontakt die lokale Regierung. Was Unterkünfte angeht, geht man am besten zum Wohnungsbauamt, die wissen, wer was macht und wo. Es ist einfach nur wichtig, dass alle NGOs zu diesen Treffen gehen und ihre Daten beisteuern. Wenn sie das nicht tun, wissen die anderen nicht, woran sie arbeiten.

Über das, was noch immer am dringendsten gebraucht wird

Infrastruktur. Internet, öffentlicher Nahverkehr, Krankenhäuser. Und die Leute müssen weiter dabei unterstützt werden, vernünftige Häuser zu bekommen. Wo sie sich niederlassen muss aber kontrolliert werden, damit die Menschen in sichere Gebiete ziehen. Bildung ist außerdem wichtig, und zwar kostenlose. Das bedeutet auch, dass die Schüler keine Uniform und Bücher kaufen müssen und dass sie auch den Transport zur Schule nicht bezahlen müssen, denn für viele Menschen hier ist selbst das zu teuer.

5.3 Schlimmer geht immer

Der Zyniker und ich schwingen uns wieder aufs Motorrad und fahren in ein anderes Barangay, das etwa fünf Motorradminuten von Tacloban's Zentrum liegt. Hier, gleich neben dem Sportstadion, sehe ich, wie wenig 42 All-Hands-Häuser sind. Modrige Stelzen tragen zusammengezimmerte Hütten. Sie ragen aus stinkendem Morast. Überall Müll. Ob der noch von Yolanda stammt?

Kleidungsstücke und Schuhe liegen in der schwarzen Suppe, die vom Meer sanft bewegt wird. Es sieht nicht so aus, als habe hier jemand aufgeräumt, als die Flut verschwand. Wir laufen über lange Holzstege zu ein paar Hütten weiter außen. Eine Familie bemerkt uns und grüßt. Sie sprechen kein Englisch. Gestikulieren. Halten die Hand auf. Lachen ein zahnloses Lachen. Können nicht mit uns reden, sind wortlos freundlich. Etwas enttäuscht vermutlich, dass wir keine Hilfe bringen. Verwundert, warum wir hier herumspazieren. Schweine brüllen, sie stecken in kleinen Holzverschlagen neben den Hütten der Menschen. In einer Hütte läuft ein Fernseher. Ich werfe einen Blick hinein: Mit wenigen Mitteln hat hier jemand ein gemütliches Zuhause erschaffen! Aber eins ist klar: Nach dem nächsten Sturm steht hier nichts mehr. Dann ist wieder alles weg. Dann muss wieder neu begonnen werden. Viele dieser Menschen werden vermutlich sterben, weil sie ihre Hütte nicht verlassen.

Es ist verboten, hier zu siedeln, das hat Tonja ja bereits erzählt. Denn hier ist es wirklich gefährlich, wenn ein Taifun kommt. Aber dieses Verbot wird nicht kontrolliert. Wenn das Haus kein Fundament hat, ist es offiziell kein

Haus. Dann wird es nicht entfernt. Und beide Seiten, Stadt und Siedler, profitieren irgendwie. Die Siedler haben eine Möglichkeit, ihre simple Hütte zu errichten, ohne teure Pacht für Grund und Boden zu zahlen. Und die Stadt kann sich aus ihrer Verantwortung stehlen. Der Verantwortung, die Armen mit ins Boot zu holen. Ihnen Land zum sicheren Siedeln zu geben. Und zwar an einem Fleck, der nicht noch mehr Armut schafft. NGOs bauen zwar bereits Siedlungen auf Land, das die Stadt zur Verfügung gestellt hat. Aber das ist nicht in Tacloban, sondern außerhalb. Im Nichts. Dort ist kein Meer, kein Markt. Wieso sollten die Fischer dort hinziehen? Und die, die ihr Leben mit kleinen Verkäufen auf dem Markt bestreiten? Und die Pedelec-Fahrer?

Der Himmel ist schwarz, gleich wird es wieder regnen. Das Motorrad trägt uns in die Stadt. Morgen fahren wir zu den Siedlungen außerhalb. Ich will sie mir mit eigenen Augen ansehen.

6. Das “neue” Tacloban

6.1 Schöner Wohnen?

Dichter Verkehr wälzt sich über die kleine Burgos Street. Wobei... wälzen ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Wälzen geht schneller. Taclobans Straßen sind größtenteils Einbahnstraßen und nur die Burgos Street führt in Richtung Norden aus der Stadt heraus. Wie fast überall auf den Philippinen gewinnt der Stärkere, Schnellere oder Lebensmüdere. Ein Motorrad ist auf verstopften Straßen normalerweise ein Vorteil, aber nicht hier. Wir bewegen uns im Schneckentempo, bis wir sozusagen über den Berg sind. Kurz vor der Steigung biegt ein Teil des Verkehrs ab, wir haben endlich Platz. Es geht auf die Landstraße. Wir überholen den ein oder anderen knatternden Jeepney. Die Obststände am Straßenrand werden weniger, der Friedhof liegt auch schon hinter uns. Viel freie Fläche links und rechts. Links ist die Landschaft hügelig. Alles ist dicht bewachsen. Wir fahren jetzt schon seit einer halben Stunde und sind immer noch nicht da. Rechts geht die Straße in Richtung der Nachbarinsel Samar ab. Wir fahren weiter geradeaus. Dann endlich, links und rechts der Landstraße: Neu gebaute, blau- und rosafarbene Reihenhaussiedlungen. Gegenüber “vorläufige” Häuser aus Holz. Mit den im Grünen. Hübsch! Hier entstehen also die Siedlungen für die sturmgeschädigten, mittellosen Bewohner der Küste. Das “neue” Tacloban.

Das Gelände liegt in ausreichendem Abstand zum Meer, hier kann keine Flutwelle hinkommen. Und Platz gibt es auch. Soviel zu den Vorteilen. Auf den ersten Blick ist es verwunderlich, dass hier keiner hinziehen will.

Wir steigen vom Motorrad. Auf der Straße streunt eine Gruppe Kinder he-

rum. Sie fragen uns nach Geld. Schmutzige Kleidung, kaputte Zähne. Wir bitten sie, das Motorrad zu bewachen und geben hinterher jedem ein paar Pesos, als Lohn für ihre "Arbeit". Diese Kinder sollten in der Schule sein, nicht auf der Straße. Aber gibt es hier überhaupt eine Schule? Ja, eine. Eine weitere soll gebaut werden. Wann? Das ist nicht bekannt.

Wir gehen die improvisierte Holzterrasse zur vorläufigen Siedlung hinunter. Sie ist erst wenige Monate alt, aber die Gassen zwischen den Bambushäuschen sehen heruntergekommen aus. Befestigte Wege wurden wohl vergessen, im Matsch liegen rutschige Holzplanken zum darüber laufen. Müll. Dreck. Zwischendrin Gemüsebeete. In einem gärtner ein Kleinkind. Pflanzte einen Stängel Gras mit Wurzel ein. Sehr gewissenhaft drückt der kleine Junge die Erde fest. Schnodder an der Nase blickt er auf. Ein skeptischer Blick, bis ich ihn fotografiere und ihm das Bild zeige. "Mann, sehe ich cool aus!!!" oder ähnliche Gedanken lese ich in seinem Blick.

Einige Häuser weiter kocht ein Mann auf einer einfachen Feuerstelle Fischköpfe, die er aus in einem alten, aufgeschnittenen Benzinkanister nimmt. Hier und da sitzen Leute vor den Hütten.

In der blau- und rosafarbenen Siedlung auf der anderen Straßenseite ist das Bild kaum anders. Hier sind zwar die Häuser besser, aber die Armut bleibt. Kinder klettern gelangweilt in einer Baugrube herum. Auch hier Familien vor ihren Häusern. Sie tun – nichts.

Sicherheit schön und gut – aber hier haben die Menschen keine Perspektive. Nicht nur für die vielen Kinder, die nicht in die Schule gehen, birgt dieser Ort wenig Chancen. Auch die Erwachsenen sind abgeschnitten. Arbeit in dieser entlegenen Ecke? Klar, für all jene, die 40 Pesos (80 Cent) für die Fahrt in die Stadt übrig haben. Der Mann, der neben seinem Pedelec sitzt und zahnlos lächelnd grüßt, hat dieses Geld sicher nicht. Eine Fahrt bringt ihm fünf Pesos ein, zehn Cent. Aber wer sollte hier schon seine Dienste benötigen?

40 Pesos hat auch Gabriel nicht. Er, oder sie (das ist zunächst nicht ganz klar) ist 17 und spricht etwas Englisch. Mit divaesquem Hüftschwung läuft er die Arme schwenkend vorweg und führt uns stolz zu seinem Haus. Etwa 20 Quadratmeter aus Bambus, Holz und Plastikplanen. Hier wohnt die Familie zu fünft. Davor haben sie in San José gewohnt, dem ärmlichen Viertel, das wir tags zuvor besucht haben. Ihr Haus wurde zerstört. Jetzt haben sie dieses hier. Und sind... abgeschnitten.

Wir sitzen am Esstisch und Gabriel erzählt von seinen Freunden, die er sehr vermisst. "Hast du sie denn mal besucht?" frage ich. "Nein." sagt er. "Warum denn nicht?"

Seine Antwort ist ihm unangenehm. Das hier sei das einzige T-Shirt, das er habe, und damit könne er nicht in die Stadt gehen. Er zeigt auf das lö-

chrige, hellblaue Shirt. Und abgesehen davon, woher solle er die 40 Pesos für den Bus nehmen? 100 Pesos, also zwei Euro, kostet ein neues T-Shirt in Tacloban. 80 Cent die Fahrt dorthin. Soviel geben wir am Kiosk für eine Cola und ein Päckchen Kaugummi aus.

Aber bei aller Kritik – die, die ein Haus abbekommen haben, gehören dennoch zu den Glücklichen. Unter den Unglücklichen, versteht sich. Am Tag, an dem ich dies schreibe, hat die UN die Philippinen gerügt. Dafür, dass bisher erst 2,5 Prozent der geplanten 21.000 dauerhaften Häuser fertiggestellt worden sind. Knapp 5.000 sollen sich aktuell im Bau befinden. Zwei Jahre nach dem Sturm, der mehr als vier Millionen Menschen das zuhause gekostet hat.

Was die Anpassung der Stadt an den Klimawandel angeht, hat Tacloban einen vernünftigen ersten Schritt getan. Aber der Weg ist noch weit, das habe ich im „neuen Tacloban“ gesehen. Infrastruktur und Wirtschaft müssen schnell folgen – sonst droht noch mehr Armut.

6.2 Erste Welt trifft Realität

Und nun oute ich mich. Als Kind meiner Welt, der Ersten, das nur zu Gast ist in der Dritten. Ich muss mal abschalten und nehme nach dem Besuch im neuen Tacloban so viel Geld, das man fünf T-Shirts davon kaufen könnte, und gehe zum Fuß- und Hand-Spa.

Eine Hand von mir gesteckt bin ich kurz davor wegzudösen... da schaukelt mein Sessel. Massagefunktion? Ich öffne die Augen. Alle um mich herum starren entsetzt in Richtung Tür. Ist da was? Es dauert eine Sekunde, bis ich begreife. ALLES schaukelt. Der Boden, die Wände, die Theke der Kassiererin. Keiner rührt sich. Alle erstarren. Es ist ein sanftes Schaukeln, eigentlich ganz angenehm. Vor allem aber vollkommen surreal. Auf der anderen Straßenseite strömen Studenten aus dem Tor der Uni, sie sammeln sich auf dem Bürgersteig. Die Dame, die meine Nägel lackiert, ist völlig fertig. Sie kann sich kaum beruhigen, zeigt mir ihre Handinnenflächen. Klatschnass. Ist doch alles gut, sage ich. Aber sie hat Angst. Vor Nachbeben. Vielleicht auch vor einem Tsunami? Ob sie aufhören wolle, frage ich. Das macht sie natürlich nicht. Ist aber sehr erleichtert, als ich das Handy zücke, um nach Informationen zu suchen.

Zum Glück habe ich bei Facebook die Seite des philippinischen Instituts für Vulkanologie und Seismologie abonniert. Dort werden aktuelle Warnungen und Infos zu Erdbeben veröffentlicht. Ich lade die Seite immer wieder neu. Nichts. Volle 25 Minuten dauert es, bis Philvolcs das Erdbeben

postet. Stärke 6.1, das Epizentrum liegt kurz vor der Nachbarinsel im Meer, 30 Kilometer tief. Ob Tsunamigefahr besteht, ist nirgendwo vermerkt. Aber so entstehen Tsunamis doch – durch Beben unter dem Meer.

Ich schicke eine SMS an eine philippinische Freundin. Gibt es eine zuverlässigere Informationsquelle? “Abonnier doch noch den Philippine Inquirer!” Mache ich. Dort wird erst nach 43 Minuten über das Erdbeben berichtet.

Ich frage mich: Was ist, wenn wirklich mal ein Tsunami droht?

Ich suche im Internet. Leicht ist es nicht, ein zuverlässiges Warnsystem zu finden. Einen Service, der von der Regierung angeboten wird, oder zumindest offiziell als vertrauenswürdig gekennzeichnet ist, finde ich nicht. Als erstes stoße ich auf ein System, das sich speziell an Touristen und Geschäftsreisende richtet. Monatlich kostet es knapp 10 Euro. Das kann ja wohl nicht alles sein.

Die Philippinen arbeiten an einem Warnsystem für “meine” Region, die Visayas-Inselgruppe. Tsunami Detection and Early Warning System (TeWS) soll es heißen. Ich finde es allerdings nicht.

Mehr Glück habe ich bei den Amerikanern. Die amerikanische National Oceanic and Atmospheric Administration (NOAA) gibt per RSS-Feed Warnungen heraus. SMS-Warnungen gibt es aber nur für einen beschränkten Personenkreis.

Das PTWC – Pacific Tsunami Warning Center – übernimmt “übergangsweise” auch die Warnung der Philippinen und anderer asiatischer Staaten, die am Pazifik liegen. Und verweist dazu auf einen Service der UNESCO. Der bietet E-Mail-Warnungen an. Allerdings ohne Gewähr, werde ich informiert, als ich mich für den Service anmelde. E-Mail-Warnungen machen sowieso ziemlich wenig Sinn, wenn das Internet so schlecht funktioniert wie hier.

Das australische Non-profit-Unternehmen CWarn – Tsunami Early Warning System – nutzt all diese Quellen um ein kostenfreies Warnsystem anzubieten. Dort kann ich meine Handynummer hinterlegen und soll im Ernstfall gewarnt werden. Die Test – SMS kommt gleich an.

Wie man sieht - im Ernstfall wäre die Suche zu langwierig gewesen. Klar, ich hätte mich eigentlich schon früher damit auseinandersetzen sollen. Insgesamt wirkt die Situation aber nicht besonders transparent.

Und das war ja auch einer der wichtigsten Gründe dafür, dass Yolanda so viele in den Tod gerissen hat. Es gab die Informationen. Aber sie kamen nicht an. Von storm surge war die Rede – Sturmflut. Aber das sagte den meisten nichts. Tidal waves oder Tsunami, solche Begriffe hätten die Menschen verstanden. Es gibt eine Doku von amerikanischen Sturmjägern, die

am Tag vor dem Sturm nach Tacloban kommen. Sie gucken sich auf dem iPad ein aktuelles Satellitenbild an und gehen dann die Küste entlang. Hier wird nichts mehr stehen, sagen sie, und deuten auf die Küstengebiete. Das alles wird die Sturmflut wegreißen! Die Informationen waren also da.

In Guiuan übrigens, und der kleinen Nachbarinsel Calicoan Island, die einige Stunden vor Tacloban zuerst und am stärksten von Yolanda getroffen wurden, überlebten fast alle Menschen. Ich werde einige Tage später dorthin reisen und erfahren, warum.

In Tacloban wurde der Astrodome, ein Sportstadion, als Evakuierungszentrum bestimmt. Er steht direkt am Wasser. Tausende suchten in seinem trichterförmigen Innenraum und in den Räumen darunter Zuflucht vor dem Sturm. Es gibt verschiedene Ansichten darüber, was mit diesen Menschen geschah. Oft höre ich, dass Tausende ertranken. Dann wieder sagt jemand, dass sie persönlich von der Polizei gehört habe, dass keiner im Astrodome ums Leben gekommen sei. Was stimmt denn nun? Im Nagelsalon treffe ich einige Tage später die Programmanagerin von Humedica, einer deutschen Nothilfeorganisation. Sie war bereits am zweiten Tag nach dem Sturm in Tacloban und leistete Nothilfe im Astrodome. "Ich musste über Leichen steigen. Die Körper wurden wochenlang im Keller gelagert, weil es nicht genug Leichensäcke gab. Viele Menschen sind im Astrodome gestorben." Zuverlässige Zahlen wird man wohl nicht bekommen. Aber eins ist klar. Die Zahlen der Regierung stimmen nicht.

Am Abend schlafe ich schlecht. Das Mini-Erdbeben hat mich erschreckt. Nichts fühlt sich mehr sicher an, nicht einmal das Haus, in dem mein Bett steht. Willkommen in der Realität, verwöhnte Erst-Weltlerin!

7. Ein anderes „neues“ Tacloban

Schon in Deutschland habe ich Kontakte für meine Recherchereise geknüpft. Das exotischste Projekt, das ich dabei entdeckte, war Re-Charge Tacloban. Ich arbeite schließlich in einer Autoreaktion, also versuchte ich, das Thema Auto mit Yolanda zu verknüpfen. Unmöglich? Oh Nein. Ich stieß auf die NGO mit dem schönen Untertitel: Build back better – besser wieder aufbauen. Gemeint ist damit ein klimafreundlicheres Tacloban, mit Jeeps – dem beliebtesten Transportmittel der Filipinos – die elektrisch fahren. Gekauft!

Andrea, Lottie und Reina - so heißen die drei Mädchen, die das Projekt in einem großen Innenhof direkt an der viel befahrenen Burgos Street schmeißen. Der Hof in der Burgos Street dient als Parkplatz für die elektrischen Jeeps. Und hier ist auch das Büro. Als ich mich an einem Abend mit

Reina zu einem Interview verabrede, passiert etwas, das die Bedeutung von Re-Charge Tacloban auf einen Schlag deutlich macht.

Der Strom fällt aus.

Ganz Tacloban ist schwarz. Aber in der Re-Charge Anlage brennt Licht. Denn der Strom ist Solarstrom. Und die Batterie ist vollständig geladen.

7.1 Interview mit Reina Garcia

Über die E-Jeepneys

Wir haben 2007 die ersten elektrischen Jeepneys auf die Straße gebracht. Wir wollten saubere Jeepneys haben, denn die sind auf den Philippinen ja das beliebteste Verkehrsmittel. Wir wollten außerdem sicherstellen, dass die Energie dazu aus sauberen Energiequellen kommt. Unser Pilotprojekt haben wir 2007 in Makati City im Großraum Manila durchgeführt. 2014, nach Yolanda, haben wir das Projekt dann hierher gebracht. Unser Ziel war es natürlich auch, den Leuten hier zu zeigen, dass auch erneuerbare Energiequellen in Frage kommen.

Die normalen Pendler finden es gut wenn sie merken, dass der Jeepney keine Abgase ausstößt. Sie stellen eine Menge Fragen. Aber es ist eine Herausforderung für uns, damit in die Breite zu gehen. Viele Jeepneys hier sind sehr alt, schmutzig und nicht gut gewartet. Die Betreiber sagen, E-Jeepneys seien ihnen zu teuer.

Über Solar Scholars

Wir haben Solar Scholars als eine Art nächsten Schritt gedacht zu Re-Charge Tacloban, unserem Programm mit den E-Jeepneys. Wir besitzen hier ein großes Solarmodul, das die elektrischen Jeepneys mit Strom versorgt. Und diese Anlage wollten wir zu einer Art Zentrum machen, in dem Trainings stattfinden und in dem wir Leuten zeigen können, wie sie Solarenergie nutzen können.

Über die Solar Scholars haben wir schon 2014 nachgedacht, als eine Art Ableger zu Re-Charge Tacloban. Unsere ersten Scholars waren im Mai 2015 hier, wir haben ganz gezielt einige wenige Gemeinden ausgesucht, die Vertreter schicken sollten. Wir haben ein dreitägiges Programm veranstaltet, bei dem die Scholars nicht nur die technischen Aspekte der Solarenergie kennen gelernt haben, sondern auch, wie sie diese Technik in ihrer Gemeinde anwenden und davon profitieren können - vor allem wenn es eine Naturkatastrophe gibt. Zum Beispiel im Evakuierungszentrum oder im Gesundheitszentrum der Gemeinde. Die Idee war, dass sie beim nächsten Sturm oder der nächsten Naturkatastrophe eine Solaranlage haben, um Strom zu gewinnen,

für Licht und für die Kommunikation nach außen.

Momentan sind wir noch mitten im Auswertungsprozess, denn wir wollen sichergehen, dass es nicht bei den drei Tagen Training bleibt. Unser Augenmerk liegt vor allem darauf, die ersten Scholars zu beobachten. Wir wollen sichergehen, dass die Techpacks, also die kleinen Solaranlagen, die wir ihnen gegeben haben, in einem gutem Zustand sind und dass sie das Gelernte nutzen.

Wir haben schon ein paar positive Geschichten gehört. Zum Beispiel aus einer Gemeinde in San Vincente in Nord-Samar. Wir planen, das gesamte Gesundheitszentrum der Gemeinde mit Solarstrom zu versorgen. In diesem Gesundheitszentrum befindet sich auch die Geburtsklinik. Dort wurden die Techpacks bereits verwendet um Licht zu erzeugen, denn Geburten passieren ja meist nachts. Außerdem konnten sie damit einen Ventilator betreiben. Das waren gute Neuigkeiten. Und auch ein paar andere Gemeinden sind bereits mit uns im Gespräch, um dort größere Solaranlagen zu installieren. Entweder für einzelne Haushalte oder für das Gemeindezentrum.

Über Energie auf den Philippinen

Die Menschen auf den Philippinen geben 30 Prozent ihres Geldes für Elektrizität aus. Wir haben mit die höchsten Stromkosten in Asien. Was das angeht sind wir noch immer ein Entwicklungsland. Viele Menschen haben immer noch keinen Zugang zu Elektrizität. Das kann ein Entwicklungshindernis für die Menschen sein.

Unser Ziel war immer die Förderung erneuerbarer Energien. Aber unser Fokus hat sich ein wenig geändert als Yolanda kam. Wir wollen uns immer noch für erneuerbare Energien einsetzen, aber mit dem Fokus, dass wir bei der Katastrophenvorsorge helfen und Gemeinden widerstandsfähiger machen. Daher haben wir die Solar Scholars so aufgebaut, dass wir nicht nur einzelne Personen ausbilden, sondern vor allem auch die Gemeindevorsitzenden und Regierungsmitarbeiter einbeziehen. Und vielleicht auch andere NGOs, vor allem die, die sich mit humanitären Fragen beschäftigen. Damit sie darüber nachdenken, wie sie Solarenergie in ihre Arbeit einbeziehen können, denn meist verwenden sie für ihre Projekte Diesel-Generatoren. Wir haben hier eine Chance, saubere Energiequellen einzuführen.

Über das Bewusstsein für den Klimawandel

Yolanda hat die Leute aufgerüttelt. Sie wussten schon vorher, dass da so etwas ist wie Klimawandel, aber das Thema war sehr weit entfernt. So wie Polarbären und schmelzende Polkappen - sie hatten keinen Bezug dazu. Aber in den letzten Jahren hatten wir fast jedes Jahr diese Super-Taifune. Jetzt wissen die Leute, was der Klimawandel alles machen kann - und das

ist eine Menge.

Es gibt auch ein Bewusstsein für erneuerbare Energien. Ich glaube die Herausforderung ist, dass die Leute nicht wirklich wissen, wie sie diese Technologie für sich nutzen und finanzieren können. Wie bei den elektrischen Jeepneys – sie werden für teuer gehalten, weil sie in der Anschaffung zunächst einmal mehr kosten.

Zumindest für Hausbesitzer gibt es einen Anreiz. Die Regierung hat gerade ein System eingeführt, mit dem man seine überschüssige Energie ins Netz einspeisen kann. Momentan gibt es das aber glaube ich erst in Manila.

Über die Zukunft

Wir wollen Solarsysteme in ein paar Gemeinden in Leyte und Samar installieren. Diese sollen dann als Beispiel dienen, um NGOs und Regierung zu beeinflussen und ihnen zu zeigen: Das ist möglich!

Die Menschen sagen, die Philippinen seien ein armes Land. Aber in Wirklichkeit gibt es hier eine Menge Geld. Es kommt nur darauf an, etwas Greifbares auf die Beine zu stellen, damit die Regierung sieht: Das ist etwas, das funktioniert, das können wir in eines unserer Programme aufnehmen. Das zu erreichen ist eines unserer Ziele.

In den letzten Jahren sind immer mehr Solarparks errichtet worden. In Negros und auch in Mindanao. Langsam tut sich etwas. Und die Philippinen sind ja auch schon lange einer der größten geothermischen Energieproduzenten. Den meisten Leuten ist gar nicht bewusst, dass das auch erneuerbar ist. Aber wir haben eben auch eine Menge Sonnenlicht, es ist höchste Zeit, dass wir dieses Sonnenlicht nutzbar machen.

8. Die Macht der Sprache

8.1 Ein Haus aus Stein

Manche Begegnungen plant man – andere ergeben sich wie von selbst. Der Zyniker und ich – wir sind während meiner gesamten Zeit in Tacloban gemeinsam unterwegs. Denn wir beide sind schon nach einer Nacht aus dem Hostel ausgezogen, zu Ronny, einem deutschen Orchideenforscher, der auf dem Berg lebt. Ronny und seine Frau Firie, eine Lehrerin, vermieten die obere Etage ihres Hauses an Gäste. Es ist ein schönes Haus, sonnengelb mit Fenstern aus buntem Glas. In einem Gewächshaus im Hinterhof hängen Ronnys Orchideen – unbekannte Arten, die er auf Streifzügen im philippinischen Dschungel entdeckt und für Fachzeitschriften beschreibt und fotografiert.

Die beiden haben den Sturm hier erlebt – und mit ihnen die halbe Nachbarschaft. Ronnys Haus ist stabil gebaut, im Gegensatz zu den Bretterhütten auf der anderen Straßenseite. Wie Kartenhäuser seien die in sich zusammengefallen, berichtet Ronny. Die Nachbarn seien ins Haus geströmt gekommen, klatschnass hätten sie sich Körper an Körper ins winzige fensterlose Büro gedrängt. Er zeigt mir den Raum, der etwa 12 Quadratmeter misst. Rund 30 Leute seien hier drin gewesen, als Yolanda stärker und stärker wurde. Je heftiger der Sturm wurde, desto kälter wurde es. Und lauter. Irgendwann verbog sich der schmiedeeiserne Zaun, Teile davon schossen wie Pfeile in die Mauer. Keiner wusste, ob sie standhalten würde.

Ronny und Firie verbarrikadierten sich im Badezimmer. Mit den Beinen stemmte sich Ronny gegen den klappernden Metallladen vor dem Fenster. Ein stundenlanger Kampf: Beine gegen Yolanda. Wäre das Blechstück abgerissen, Ronny und Firie hätten es womöglich nicht überlebt. Ich habe Handyvideos gesehen - oder besser gehört. Das Pfeifen des Windes jagt einem Schauer den Rücken hinunter.

Ronny zeigt mir auch seine Fotos. Am Tag nach Yolanda stieg er mit der Kamera den Berg hinunter, nach Tacloban. Zu diesem Zeitpunkt wusste er noch nicht, was passiert war. Woher auch, ohne Strom und Handynetz. Ronnys Straße führt vorbei an Slums, in die ganze Schiffe gehoben wurden. Schuttberge versperrten ihm den Weg. Stundenlanges Kraxeln, bis er bei seinem alten Freund Gerry angekommen war.

Ich sehe Fotos der Burgos Street, die ich jeden Tag entlang laufe. Aufgefürmte Autowracks, Schutt, ein totes, aufgedunsenes Schwein. Verzweifelte Menschen ohne Schuhe, ohne trockene Kleidung, ohne zuhause. Die umherirren und nicht wissen, wohin. Ich sehe Tote. Bilder, die für mich bis dahin unvorstellbar waren, so grauenhaft sind sie.

Gerry lebte und als erstes machten die beiden eine Flasche Schnaps auf. Überhaupt sei direkt nach dem Sturm viel gefeiert und getrunken worden, sagt Ronny. Es sei auch viel geplündert worden. Bis dann nach ein paar Tagen das volle Bewusstsein der Lage kam: Kein Wasser. Kein Essen.

Auch Ronny hatte nicht richtig mitgedacht. Sein Haus besitzt einen großen Frischwassertank. Der sollte reichen, falls es nach dem Sturm kein Wasser gibt, so sein Plan. Aber er war nicht darauf gekommen, dass Yolanda das Wasserrohr zum Haus abreißen könnte. Und genau das passierte. Der Tank lief aus.

Die ersten Hilfslieferungen kamen erst nach einer Woche. Aber irgendwie funktionierte es eben doch. Sie haben überlebt. In den Wochen danach zogen freiwillige Helfer in Ronnys Haus. Es wurde zu einem Lager für Hilfsgüter. Auch davon zeigt er Fotos: Ein schwedisches Pärchen, das in Ronnys Küche Essen macht und an Bedürftige liefert. Ronny und Firie haben viel

getan, um zu helfen. In der Not zeigt sich, wer aus welchem Holz geschnitzt ist.

Hier sitzen wir nun also und öffnen den australischen Weißwein, den ich als Gastgeschenk gekauft habe. Der Strom ist schon vor ein paar Stunden ausgefallen, aber der Laptop hat noch Strom. Der Zyniker und Ronny bestücken die Playlist mit Lieblingssongs, eine Kerze spendet Licht. Es ist ein lustiger Abend. Einer dieser Abende, die erstaunliche Dinge zutage fördern. Und erstaunlicher als zunächst gedacht ist Firies Projekt.

8.2 Literatur gegen das Vergessen

Firie schreibt Kinderbücher auf Waray. Das ist die Sprache, die in Leyte und Samar gesprochen wird. Auf den Philippinen gibt es 171 Sprachen. Die gebräuchlichsten sind die Amtssprache Filipino, die etwa 80 Prozent der Menschen sprechen und die auf der Sprache Tagalog beruht, und Englisch. Aber auch Waray ist keine „kleine“ Sprache. Es gibt schätzungsweise drei Millionen Muttersprachler.

Wie aber kann die bloße Tatsache, dass Firie Kinderbücher auf Waray schreibt, so etwas Außergewöhnliches sein, dass ich sofort einen Interviewtermin mache? Vorhang auf für Firie und ihre Freundin Janice. Am nächsten Tag treffe ich die beiden in Janice's Buchladen „The Bookstorm“. Bei Eiswasser und Ventilatorbrise erzählen sie mir davon, wie Sprache Leben retten kann.

8.3 Interview mit Firie und Janice, Autorinnen und Verlegerinnen von „Amandiwing Books“

Über das Projekt

Janice: Wir arbeiten momentan an 19 Büchern für Kinder, in Kooperation mit Save the Children (Anmerkung: Eine internationale Kinderhilfsorganisation, die seit Yolanda auch Projekte in Tacloban betreibt).

Inhaltlich basieren die Geschichten auf der hiesigen Kultur. Aber sie besitzen auch einen Katastrophenmanagement-Aspekt. Ein Buch trägt den Titel: Das verschwendete Reiskorn. Darin geht es um Lebensmittelsicherheit. Ein anderes handelt von einem Kind in Dulag, einem Ort in der Nähe des Gitan-Flusses. Gitan bedeutet wegnehmen oder ergreifen. In der Geschichte geht die Puppe des Mädchens in den Fluten verloren und sie versucht, sie wiederzufinden.

Firie: Namen von Orten beziehen sich oft auf Ereignisse, die dort gesche-

hen sind. Wie beim Fluss Gitan: Seine Fluten haben in der Vergangenheit Menschenleben gefordert.

Über Kinderbücher auf den Philippinen

Firie: Unsere Kindergeschichten werden mündlich weitergegeben. Bevor Kinder ins Bett gehen, erzählen ihnen die Eltern Geschichten. Aber Kinderbücher auf Waray gibt es nicht.

Janice: Unsere Arbeit wird ein Durchbruch sein. Die ersten Kinderbücher auf Waray. Wie wir die Geschichten ausgewählt haben? Wir haben uns an den Prinzipien von Save the Children orientiert. Deswegen gibt es Geschichten über Katastrophenmanagement, die Umwelt, Lebensmittelsicherheit, Kinderrechte, die Stärkung von Kindern und Bildung. Und natürlich können wir über all diese Dinge nicht reden, ohne die hiesige Kultur und Tradition mit einzubeziehen. Daher kommt der magische Realismus.

Firie: Philippinische Kinderbücher gibt es überhaupt erst seit 20 Jahren. Sie erscheinen auf Tagalog und werden auch ins Englische übersetzt. Sie werden auf dem restlichen Archipel verkauft, auch an Kinder, die kein Tagalog sprechen. In unserer Ecke der Inseln ist es also das erste Mal, dass wir Kinderbücher in der Sprache veröffentlichen, die unsere Kinder auch verstehen.

Natürlich importieren wir auch Kinderbücher aus anderen Ländern. Aber damit natürlich auch die Kultur und die Gefühle, die in diesen Büchern enthalten sind.

Über das Wiederaufleben der Muttersprache

Sehr lange wurde an den Schulen auf Tagalog und Englisch unterrichtet. Daher fiel das Fehlen von Kinderbüchern in unserer Muttersprache nicht so richtig auf. Denn damals fanden die Menschen, dass unsere regionale Sprache minderwertig ist. Waray wurde nicht für die Bildung verwendet, sondern nur als Alltagssprache um zum Beispiel Dinge auf dem Markt zu kaufen, oder Arbeiter und Hausangestellte anzuweisen.

Aber dann hat das Bildungsministerium vor ein paar Jahren eine neue Regelung eingeführt, die seit 2012 in Kraft ist. Demnach muss die Unterrichtssprache der Kinder auf den Philippinen ihre Muttersprache sein. Und jetzt fällt den Lehrern auf, dass sie keine Kinderbücher in der Muttersprache der Kinder haben.

Es gibt auch andere Sprachen auf den Philippinen, die das Gleiche tun wie wir hier bei Amandiwing Books. Sie sammeln mündlich überlieferte traditionelle Geschichten und geben sie an die Leseanfänger weiter. Dieser Wandel im philippinischen Bildungssystem ist sehr hilfreich bei unseren Bemühungen, verschwindende Geschichten wiederzufinden und zudem un-

sere Sprache aufzuwerten. Unsere Muttersprache ist nicht nur eine Sprache für den praktischen Gebrauch, sondern auch eine schöne Sprache, die wir verwenden können um zu lernen wie man liest und schreibt.

Über bekannte Kindergeschichten

Janice: In vielen Geschichten taucht der Berg Danglai auf. Er kommt eigentlich in jeder Geschichte vor, die von Kindern handelt. Zum Beispiel: Wenn du zu viele Läuse hast, dann werden dich die Läuse auf den Berg Danglai tragen.

Und dann gibt es viele Geschichten um verlorene Städte, die nachts auftauchen. Diese Geschichten um verlorene Städte gibt es in vielen Varianten und in verschiedenen Städten. Aber das Thema ist immer gleich. In der Nacht bringen Glühwürmchen auf einmal einen ganzen Akazienbaum zum Leuchten. Wenn man an den Akazienbäumen vorbeiging, würde man angebrannten Reis riechen oder Geschirr klappern hören - obwohl keine Häuser in der Nähe sind. Die Menschen dachten, dass Bewohner oder Städte hoch oben in den Akazienbäumen seien.

Ein anderes Thema, das immer wiederkehrt, sind Erzählungen über sehr hohe Wellen. Wellen so hoch wie Kathedralen. Daran sieht man, dass wir immer schon eine Taifun-Region waren – solche Ereignisse sind in der Erinnerung der Menschen festgehalten. Sturmfluten. Wir haben das erst verstanden, als die Sturmflut kam.

Über drei Bücher zu Yolanda

Firie: Das Thema kam vor etwa einem Jahr auf. Gemeinsam mit der Leyte Normal University arbeiten wir an einer Reihe von drei Büchern. Alle drei haben Taifun Yolanda zum Thema. Wir hatten diese Idee, weil uns beim durchgraben durch die alten Geschichten auffiel, dass Wellen ein immer wiederkehrendes Thema sind. Aber das verrückte ist: Vor dem Taifun erinnerte sich keiner von uns daran, weil wir die Geschichten nicht gelesen hatten. Wir konnten die Geschichten nicht lesen. Und das alles war vergessen. Und sogar die Erlebnisse aus San Jose.

Die Gegend in der Nähe des Flughafens, die von Yolanda plattgemacht wurde, nannte sich vor langer Zeit Cassia Roman – der dunkle Ort. 1897 wurde diese Gegend nämlich komplett ausgelöscht – durch einen Taifun - und niemand auf der Insel überlebte. Aber nach ein paar Jahren zogen die Menschen zurück und der Name wurde in San Jose geändert. Dadurch, dass wir die Namen unserer Städte ändern, vergessen wir ungewollt die Geschichte, die zu diesem Namen gehört. Dadurch, dass der Name dieser Stadt geändert wurde, ging die Erinnerung darüber verloren, was in diesem Teil der Stadt geschehen war. Das hat uns inspiriert, die Kindergeschichten über

Yolanda zu schreiben. Damit sich Kinder in 100 Jahren immer noch erinnern, dass ihre Vorfahren vor langer Zeit von einem Taifun heimgesucht worden sind.

Janice: Ein Teil der Insel heißt Cassia Roman und ein anderer Teil heißt Catta Isan. Das bedeutet Mangroven, denn die wuchsen dort. Früher war das hier kein Wohngebiet, hier lebten keine Menschen. Die Insel mit ihren Mangroven diente als Puffer gegen die Stürme, die in die Stadt kamen.

Wir haben einen örtlichen Historiker, Dr. Rolando Borranga. Er hat Aufzeichnungen über all dies und hat in seinen Konferenzen darüber referiert. Wir haben dann gesagt: Moment mal, diese Informationen sollten zugänglich gemacht werden, nicht nur der akademischen Gemeinschaft, sondern auch der örtlichen Gemeinde. Vor allem den Kindern, damit sie sich im Fall einer Katastrophe vorbereiten können. Wir haben nun im Durchschnitt 20 Stürme im Jahr und jeder sollte vorbereitet sein.

Der Katastrophen- und Risikoaspekt spielt eine Rolle in unseren Büchern, aber er ist in eine kreative Erzählung eingebunden. Didaktik ist nicht involviert. Wir sagen nicht: Tu dies, tu das. Wir erzählen die Geschichten lieber so schön, dass die Kinder am Ende sagen: Oh, so soll es also sein. Diese Gegend hier sollte für Mangroven sein und nicht zum Wohnen. Oder: Nächstes Mal sollten wir in Städte ziehen, die weiter nördlich sind und zehn Meter über dem Meeresspiegel liegen.

Eine Geschichte heißt „Die Mangroven in San Jose“. Eine andere heißt „In den Norden ziehen“. Und eine nennt sich „Das Schiff in Anibong“. Die starken Wellen von Yolanda haben neun Schiffe ans Ufer gespült. Diese Geschichte handelt von einer Sturmflut. Hier werden wissenschaftliche Aspekte mit den Erlebnissen der Überlebenden von Yolanda verknüpft.

In 30 Jahren, wenn Firie und ich dann immer noch leben, wollen wir mit Amandiwing Books immer noch Bücher veröffentlichen, wenigstens zehn pro Jahr.

Über die Bedeutung der Sprache

Firie: Amtssprache ist Englisch. Der ärmere oder weniger gebildete Teil unserer Gesellschaft, der nicht so ein gutes Verständnis der englischen Sprache hat, ist marginalisiert. Sie können nicht an bestimmten wirtschaftlichen Aktivitäten teilnehmen oder an höherer Bildung und können keine Gesetze lesen. Denn all das ist auf Englisch.

Englisch wird schon in der Grundschule gelernt. Als ich noch zur Schule ging wurden wir gezwungen, Englisch zu sprechen. Wir mussten eine Strafe zahlen, wenn wir Waray sprachen. Aber durch die relativ neuen Entwicklungen in der Bildungspolitik wird die Muttersprache nun im Kindergarten und in den ersten beiden Schuljahren verwendet. Was ich gut finde, denn

Kinder lernen grundlegende Prinzipien der Wissenschaft und der Mathematik besser, wenn sie in ihrer Muttersprache lernen. Wenn Kinder in ihrem Kopf nicht ständig übersetzen müssen, ist ihr einziger Job, zu verstehen.

9. Die Sonne bestimmt, wann der Tag beginnt

9.1 Schutzlose Küste

Die Sonne bestimmt wann der Tag beginnt. Um halb fünf geht sie auf und verteilt großzügig ihre Strahlen. Dies ist kein Ort, um schlaftrunken der Nacht nachzuhängen. Die Sonne ruft, sie kitzelt, sie lockt.

Und so werde selbst ich zum Frühaufsteher. Es ist jetzt sieben und ich frühstücke auf der Terrasse des Hotels Villa Calicoan. Instantkaffee und Toast mit Marmelade. Vor mir glitzert der türkisfarbene Pool, dahinter das wunderbare, weite Meer.

Es ist so hell hier draußen, dass ich die Augen zusammenkneifen muss. Mein Blick wandert über das Wasser und ich entdecke einen Surfer. Er liegt auf seinem Board und wartet auf eine gute Welle. Schwarz hebt sich sein Profil vom silbernen Meer ab. Dann beginnt er plötzlich zu paddeln, drückt sich hoch, steht, gleitet zum Strand. Magazinfortotaglich.

Klingt das nicht idyllisch? Ein wahrer Urlaubstraum... könnte es sein. Hätte es Yolanda nicht gegeben. Das Bild, das ich gerade zeichne - es ist leider unvollständig.

In Wirklichkeit ist die Szene ziemlich trostlos. Um den Pool herum: Unfertiger Gussbeton. Mitgenommene Liegestühle. Weder Deko noch Pflanzen. Vor zwei Jahren standen hier noch zahlreiche Palmen. Ich habe Bilder gesehen: Soweit man blicken konnte, schirmten dunkelgrüne Kronen die gleißende Sonne ab. Jetzt stehen nur noch die Stümpfe. Kein Schatten. Und auch keine Touristen. Außer mir.

Ich bin auf Calicoan Island, dem ersten Ort, an dem Yolanda am 7. November 2013 um 19 Uhr (UTC) auf Land traf.

Calicoan Island liegt an der südlichsten Spitze der Insel Samar, ganz im Osten der Philippinen. Ein kleiner Klumpen Vulkangestein im Meer, nur anderthalb Kilometer breit, über eine Landzunge mit dem Küstenort Guiuan verbunden. Vor dieser Küste ist nichts, das den Sturm hätte bremsen können. Yolanda entlud die zerstörerische Kraft von Wind und Wasser genau hier, wo ich jetzt sitze und Kaffee trinke. Das winzige Calicoan war schutzlos ausgeliefert. Und was das bedeutet, sieht man bis heute.

Ein paar hundert Meter die Straße hinunter liegt das Calicoan Surf Camp. Der Reiseführer schwärmt von der entspannten Atmosphäre dieses etwas

teureren Resorts, von seinen tollen Hütten am Strand, dem tropischen Garten und dem Pool. Der Reiseführer ist mehr als zwei Jahre alt.

Heute hat wildes Gestrüpp die Ruinen des Surfcamps fest im Griff. Abgebrochene Betonmauern, aus denen verbogene Stahlträger ragen. Gartenpfade, die ins Nichts führen. Und ein strahlend weißer Pool ohne Wasser. Ein Ort, der einst Inbegriff unbeschwerter Urlaubsträume war – er ist jetzt Zeugnis der wahnsinnigen Kraft von Yolanda.

Ein Mann arbeitet sich mit der Machete durchs Dickicht. Zum Schutz gegen die Sonne ist er ver mummt. Seine Anstrengungen wirken ziemlich aussichtslos. 2016 soll hier wieder gebaut werden, erzählt er mir. Solange halte er das Grundstück in Schuss. Ich frage mich, ob es wirklich Sinn macht, hier noch einmal zu bauen. Eine große Investition machen an einem Ort wie diesem. Wetterexperten sagen mehr und stärkere Stürme für die Region voraus - als Folge des Klimawandels. Klingt nach ziemlich viel Risiko, hier ein neues Hotel zu errichten.

An der Straße zwischen Villa und Surfcamp stehen zwei kleinen Holzhütten. Hier leben die Surfer. Die Hütten stehen auf Stelzen. Unter der einen befindet sich die Küche – eine Kochplatte die mit einer Gasflasche verbunden ist und ein Tisch. Unter der anderen Hütte hängen Hängematten. Hier schlafen einige der zehn Surfer und hier lagern sie auch ihre Boards. Alles ist offen, ein leichter Wind zieht hindurch. Ein paar Ziegen ruhen sich im Schatten aus. Hier sitzt immer jemand und hört Musik, blickt aufs Meer, wartet darauf, dass der Wind gute Wellen bringt.

Ich habe mich zu einer Surfstunde angemeldet, meiner ersten. Mir wurde gesagt, dass ich Nelly suchen soll. Er sei der beste Surflehrer. Nelly begrüßt mich in Badeshorts, durchtrainiert, braun gebrannt. Er frühstückt gerade und lädt mich ein, mitzuessen. Es gibt süßen, braunen Reisporridge und gebratenen Fisch. Außer mir sind noch zwei andere Ausländerinnen da, um zu surfen. Sie arbeiten in Tacloban für eine NGO und schlafen hier für einige Nächte in Hängematten, die die Surfer vermieten - eine kleine Einnahmequelle neben den Surfstunden.

Die Wellen sind perfekt, sagt Nelly. Außer uns sind trotzdem nur zwei, drei andere Surfer im Wasser. Und das, obwohl dies einer der besten Surfstrände der Philippinen ist. Später in der Hütte bei einem Glas Wasser zeigt mir Nelly Bilder von früher. Da hatten die Surfer ein richtiges Häuschen aus Beton vorne am Meer. Umgeben von Palmen. Viele Touristen kamen nach Calicoan, wohnten im Surfcamp, lernten bei Nelly und seinen Freunden surfen. Der Ort lebte von diesen Touristen. Und für die Surfer war es ein schönes, entspanntes Leben. Nichts, womit man reich wird, sagt Nelly, aber das sei ja auch nicht so wichtig.

Das Häuschen am Meer ist heute eine Ruine. Die Sturmflut hat das ge-

samte Hab und Gut der Surfer ins Meer gewaschen. Auch die Boards wurden vom Meer davongetragen. Nelly kann seine Verbitterung über den Verlust kaum verbergen.

9.2 Interview mit einem Surfer

Am Nachmittag treffe ich mich mit Norman Dolorosa. Er gehört auch zur Surfertruppe, ich habe ihn einige Tage zuvor kennen gelernt. Norman hat lange Haare und ein breites Lächeln. Er ist einer der besten Surfer der Philippinen. Mich interessiert, wie er den Taifun erlebt hat. Wir sitzen auf einer schattigen Terrasse, während er erzählt.

Über Sulang'an

„Ich bin Surfer aus Sulang'an. Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Meine Eltern haben hier gelebt und meine Brüder und Schwestern leben auch hier. Ich liebe diesen Ort.

Die Leute aus der Gegend kennen Sulang'an wegen der Kirche. Die alten Leute sagen immer: Geh in die Kirche und bete für St. Anthony de Padua. Er kann Wunder bewirken. Und ich glaube das, denn sogar bei Yolanda waren die Menschen in der Kirche sicher. Während des Taifuns hat das ganze Dorf dort Schutz gesucht. Und keinem ist etwas passiert.

Vielleicht lag das auch am Zusammenhalt der Menschen. Wenn schlimme Dinge wie ein Taifun geschehen, dann sprechen die Leute hier miteinander und suchen gemeinsam Schutz. Viele sind miteinander verwandt oder kennen sich gut.“

Über das Leben vor dem Sturm

„Vor dem Sturm war es hier großartig. Der Strand war traumhaft. Kokospalmen, grünes Gras und weißer Sand. Und die Resorts waren so schön! Eines der besten war das Surf Camp. Die Hütten standen alle sehr nah am Meer. Nur zehn Meter und schon war man am Wasser. Wenn du Durst hattest, konntest du einfach einen Einheimischen fragen und er hat dir eine Kokosnuss aufgemacht.

Einem meiner Freunde gehörte hier etwas Land. Darauf hat er ein kleines Häuschen für uns Surfer gebaut. Es war aus Beton und etwas stärker als eine einfache Holzhütte. Aber nicht stark genug für Yolanda. Das Häuschen war gerade mal ein Jahr alt und dann kam Yolanda und Boom - es war weg.“

Über die Zeit nach dem Sturm

„Es war verrückt. Als ich nach dem Sturm das erste Mal den Strand ge-

sehen habe, habe ich mich selbst verloren. Ich verlor meine Energie und alles andere. Es ist wirklich schwer, dieses Gefühl zu beschreiben. Einfach so, ganz schnell, war alles zerstört. Ich war so unglaublich traurig, als ich den Strand zum ersten Mal gesehen habe. Alle Surfbretter waren verschwunden und die Hütten waren auch weg. Oh Gott, wo sollten wir denn jetzt bloß wohnen? Es ist sehr schwer, wenn du alles verloren hast. Dein Surfbrett! Das ist das einzige, was dich glücklich macht. Es war sehr traurig.“

Über den Wiederaufbau

„Ich bin nicht weggezogen. Ich blieb und half beim Wiederaufbau. Wir wussten nicht, was wir tun würden. Viele Leute nutzten die Situation aus, selbst hier. Sie stahlen Essen und all sowas. Weil sie dachten, dass ihnen niemand helfen würde. Denn direkt nach dem Taifun hat die Regierung nichts getan.

Jetzt hat die Regierung etwas getan, aber nicht viel. Sie hat vor allem mit NGOs zusammen gearbeitet. NGOs haben hier viel geholfen.

Freunde schickten uns Surfbretter, Kleidung und Medizin. Sie wussten, was hier passiert war und fragten sich, ob wir noch lebten. Einer meiner Freunde aus Manila kam her. Er machte Bilder von den Einheimischen. Und daraufhin sagten alle in Manila: OK, wir schicken den Jungs neue Bretter und Dinge, die sie zum Surfen brauchen.

Der Surferverband in Manila hat Solarmodule gespendet und verzinkte Dachpaneelen. Ich habe das in Manila organisiert.

Zunächst hatten wir viel zu tun. Erst nach vier Monaten konnten wir wieder Surfstunden geben. Vorher mussten wir aufräumen und unsere Unterkunft wieder aufbauen. Nach dem Taifun hatten wir keinen vernünftigen Schlafplatz. Manche Leute teilten sich Häuser. 20-30 Leute schliefen in einem Haus. Die Leute schliefen nicht besonders gut. Die Dächer waren undicht. Es war verrückt nach dem Taifun.

Meine Freunde und ich, wir schlafen jetzt alle in den Hängematten unter den beiden Hütten. Sie verdienen etwas Geld, indem sie Besuchern Surfunterricht geben. Es sind aber nicht immer Leute da. Besucher kommen vor allem am Wochenende. Vor allem Leute aus Tacloban oder von NGOs kommen hier her. Touristen wollen schöne Strände und gute Wellen. In ein bis zwei Jahren, wenn hier alles wieder aufgebaut ist, wird es wieder gut sein, denke ich.

Die Surfer wollen noch ein paar Hütten bauen, als günstige Unterkunft für Backpacker. Ich hoffe wir können bald damit beginnen. Wir brauchen dafür noch die Finanzierung. Wir versuchen gerade, das hinzubekommen.“

Über die Motivation, zu bleiben

„Ich liebe dieses Insel-Leben. Für mich ist es wundervoll, hier zu sein. Es ist so friedlich und ruhig. Das ist alles, was ich will. Wir haben keine Angst vor Taifunen, es gibt jedes Jahr welche und wir sind daran gewöhnt. Aber dieser war sehr stark. Es war unheimlich! Yolanda war so wahnsinnig unheimlich. Mal ehrlich, 360 Kilometer pro Stunde, stell dir das mal vor! 100 ist ja OK, aber 360... das ist sehr, sehr stark. Ich habe gehört, dass so ein Sturm nur alle 100 Jahre kommt. Wenn es passiert, dann passiert es eben. So ist die Natur.“

Über den Klimawandel

„Die meisten Leute hier haben keine Ahnung vom Klimawandel. Sie wussten nicht mal, was eine Sturmflut ist. Vor Yolanda kannten sie nur Flutwellen und Tsunamis. Ich glaube seit dem Taifun interessieren sich die Leute mehr dafür.“

Wir hätten hier gerne saubere Energie und mehr Solarstrom. Aber die Leute können sich das nicht leisten. Sie verdienen nur wenig Geld. Es reicht gerade so fürs Überleben. Wir wollen ja etwas fürs Klima tun, aber das Problem ist: Wie kommen wir zum Beispiel an Solarmodule? Wie sollen wir an das Geld dafür kommen?

Die Menschen sind sich der Verschmutzung bewusst. Sie wissen, dass das den Klimawandel verursacht. Leute verbrennen ihren Müll und ihr Plastik. Ich finde das nicht gut. Den Leuten wird gesagt, dass sie dieses oder jenes nicht tun sollen. Und sie sagen dann: OK! Aber wenn sie allein sind, tun sie es doch. Es ist ihnen egal. 50 Prozent halten sich vielleicht daran, 50 Prozent aber nicht.

Als die NGOs hier waren, das war gut. Sie haben den Leuten etwas über den Klimawandel beigebracht und darüber, wie sie mit der Natur umgehen sollen. Aber Jeepney fahren und all das – das ist eben unvermeidlich. Wenn die Leute das nicht machen – wie sollen sie denn dann überleben?“

9.3 Surf for life

Blicken wir ein paar Tage zurück. Mein Ankunftstag auf der Insel. Nach vier Stunden im Bus von Tacloban habe ich Guiuan erreicht und von dort einen Jeepney nach Calicoan Island genommen. Zu diesem Zeitpunkt bin ich bereits tausend Tode gestorben.

Nein, es spielt keine Rolle, ob die Straße durch ein belebtes Dörfchen führt, in dem Kinder auf der Straße spielen – der Busfahrer gibt Vollgas. Es spielt auch keine Rolle, dass der Bus in scharfen Kurven einige Male

ins Schlingern gerät, von der Straße abkommt und ihn der Fahrer erst auf dem Grünstreifen wieder einfangen kann. Vollgas. In einer Kurve kommt ein ebenso selbstmörderisch fahrender Bus im Gegenverkehr frontal auf uns zu. Vollgas. Der andere Bus ist gerade mitten im Überholvorgang, ein langsames Tricycle ist auf seiner Spur. Bremsen? Warten? Nein, niemals! In letzter Sekunde zieht der andere rüber. Mein Herz rast. Beide Fahrer sind ganz offensichtlich nicht ganz dicht und unser Fahrzeug ist für dieses Tempo nicht gemacht.

Vor der Abfahrt habe ich auf dem Parkplatz einige Busse unter die Lupe genommen, keiner vertrauenserweckend, aber sie sind nun mal das einzige öffentliche Transportmittel. Außer den Minibussen, aber die sind noch schlimmer. Es gibt Gerüchte, dass deren Fahrer Crystal Meth nehmen, um die langen Arbeitstage durchzuhalten. Am Ende meiner Reise beobachte ich einen Fahrer während der Fahrt dabei. Er sieht, dass ich ihn beobachte. Und begegnet meinem Blick mit einem breiten Grinsen.

Teil zwei der Fahrt ist zum Glück viel angenehmer. Ich steige in einen Jeepney um. Jeepneys sind umgebaute Jeeps, die eine lange Ladefläche besitzen. Sie sind das beliebteste Verkehrsmittel auf den Philippinen. Hier können etwa 20 Leute Platz nehmen. Aber es gibt ja noch das Dach. Gut 20 Leute klettern dort hinauf. Das Fahrzeug hat nicht besonders viel Power und bei so viel Ladung kann es nur schleichen. Ein Glück...

Ich fahre die gesamte Küste hinunter, vorbei an der Calicoan Villa und den Ruinen des Surfcamps bis an den südlichsten Zipfel, wo sich Sulang'an befindet. Besonders weit ist diese Strecke nicht. Nur etwa 10 Kilometer. Von dort aus nehme ich ein Tricycle zum La Luna Beach Resort an der Westküste – noch einmal fünf Minuten.

Das La Luna gehört einem Italiener und seiner philippinischen Frau. Das Besondere: Der Italiener ist Koch und bereitet für seine Gäste jeden Tag grandiose 8-Gänge-Menüs zu. Das stand im Reiseführer und hat mich angelockt. Leider ist das Hotel bereits ausgebucht – von einer NGO aus San Francisco.

Aber was heißt hier leider – das hier ist mal wieder eine dieser glücklichen Fügungen. Denn auf Wohnkomfort muss ich zwar verzichten, aber dafür nehmen mich die Amerikaner herzlich in ihre Gruppe auf. Technik-Nerds aus dem Silicon Valley, nette entspannte Leute. Für die nächsten vier Tage werde ich zum Anhängsel von „Surf for Life“, so nennt sich die Organisation. So komme ich nicht nur zu meinen großartigen philippinisch-italienischen Fusion-Menüs – sondern lerne auch eine kleine NGO mit einem interessanten Konzept kennen.

Surf for Life baut in Sulang'an eine Schule und eine Kindertagesstätte. Die eigentliche Arbeit machen Einheimische. Surf for Life bezahlt sie dafür

und schafft dadurch für ein paar Monate einige Jobs. Die Overhead-Kosten, also das, was an Fixkosten für das Projekt anfällt, liegen bei nur 14 Prozent. Das ist vergleichsweise gering. Nach Abschluss des Projektes, das zwei Monate dauert, verlässt Surf for Life das Dorf wieder. Nächstes Jahr wird die NGO an einem anderen Ort auf der Welt das nächste Projekt durchführen.

Die Mitarbeiter der NGO arbeiten nicht wirklich mit, sie sind nur für eine Woche vor Ort. Dann kommt die nächste Gruppe. Es ist eher eine Art Urlaub, zu dem jeden Tag ein paar Stunden Sand schippen, Schulwand streichen oder Kinder bespaßen gehören – und natürlich das gute Gefühl, zu helfen.

An dieser Reise zum Surf for Life Projekt darf nur teilnehmen, wer durch Fundraising mindestens 1.000 Dollar für die NGO beschafft hat – so finanziert sich das Projekt. Reisekosten tragen die Teilnehmer selbst. Vor Ort sehen sie dann, was mit ihrem Geld geschieht und können ihren Spendern nach der Heimkehr aus erster Hand berichten, wie das Geld genutzt wird. Ein gutes Konzept, wie ich finde. Denn das ist ja eine große Sorge vieler Spender – kommt das Geld auch wirklich an? So erfahren sie es aus erster Hand.

9.4 Insel ohne Einkommen

Aber Surf for Life ist nicht die einzige Hilfsorganisation, die vor Ort ist um zu helfen. Zum Glück. Hilfe hat die Insel bitter nötig, denn die Menschen haben ihre wichtigsten Einkommensquellen verloren: Den Tourismus und die Kokospalmen.

Schon vor meiner Reise habe ich von den Problemen der Kokosfarmer in Leyte und Samar gelesen. Die Kokospalmen im südlichen Teil von Samar und auf Calicoan Island sind von Yolanda regelrecht abgemäht worden. Die Berge der Insel sehen wie gerupft aus. Und auch an den Küsten stehen keine Palmen mehr.

Die Philippinen gehören zu den weltweit größten Produzenten von Kokosprodukten. Auf Leyte und Samar lebten vor Yolanda rund eine Million Familien von der Kokosindustrie. Nun sind die Palmen weg – und damit das Einkommen dieser Familien. Warum nicht einfach neue einpflanzen, und weiter geht's?

Kokospalmen brauchen etwa sechs bis acht Jahre, bevor sie die ersten Früchte tragen. Aber was macht der Kokosbauer in der Zwischenzeit? Viele auf Calicoan Island haben sich in ihrer Not der Fischerei zugewandt. Mit der Folge, dass das Meer um die Insel herum inzwischen überfischt ist. Einige Hilfsorganisationen, darunter die Welternährungsorganisation FAO, haben

Programme aufgelegt, um neue Einkommensquellen zu schaffen. Dazu gehört ein Projekt, das ich neben dem La Luna Beach Resort entdeckte. Die FAO schult Frauen darin, Hackfrüchte wie Süßkartoffeln oder anderes Feldgemüse anzupflanzen. Die Frauen erhalten als Anreiz ein festes Gehalt – und dürfen die Erträge behalten und auf dem Markt verkaufen.

Die FAO stellt den Kokosbauern zudem Setzlinge von schnell wachsenden Hybrid-Kokospalmen zur Verfügung. Diese Zwergkokospalmen tragen bereits nach vier Jahren Früchte. Hier zeigt sich, wie unverzichtbar die Hilfe von Organisationen wie der FAO ist. Eine kleine Hilfsorganisation hätte niemals die Kapazitäten, um hier die notwendige Hilfe zu leisten.

10. Wo alles begann – und weitergeht

10.1 Große Träume – große Chance

Köln, im Herbst 2014. Ich sitze mit zwei Freundinnen in einem Café. Beide leben inzwischen weit weg, wir sehen uns nur selten. Bei Kaffee und Croissants tauschen wir Neuigkeiten aus.

Eine der beiden Freundinnen ist Nadine, die in Peking für die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit arbeitet. Unser Frühstück ist auf eine viel zu kurze Stunde beschränkt. Und wie es eben so ist, wenn man sich viel zu erzählen hat: Die Zeit verfliegt. Nadine erzählt von den Philippinen. Sie reist ab und zu beruflich dort hin und hat ein paar Wochen zuvor ihre philippinische Kollegin Kakay auf einer kleinen, abgelegenen Insel besucht. Kakay hat dort ein Hilfsprojekt gegründet. Es heißt „I am HIP - Helping Islets on the Philippines“.

Wir lauschen gebannt. Von Manila musste Nadine zunächst eine Stunde in den Süden auf die Insel Cebu fliegen, von dort aus ein paar Stunden mit dem Bus fahren, eine Fähre nehmen, dann ein Motorradtaxi und zum Schluss ein kleines Holzboot. Was für eine Anreise! Wir sind beeindruckt von den Fotos auf Nadines Handy und noch beeindruckter von Kakay.

Kakay ist Mitte 30 und ergriff nach dem Taifun sofort Initiative. Sie wollte sich um die Menschen kümmern, die bei der Nothilfe von den großen NGOs übersehen worden waren. Aber wie findet man die?

Kakay hat viele Kontakte. Schon vor Yolanda hatte sie regelmäßig kleine Hilfsaktionen in abgelegenen Ecken der Philippinen organisiert. Nach dem Taifun wurde sie von Freunden gefragt, wie man helfen könne. Die größte Aufmerksamkeit erhielt damals die Insel Leyte, auf der Tacloban liegt. Aber was war mit den anderen Inseln, über die Yolanda hinweggefegt war? Kakay wurde auf die Bantayan Inselgruppe aufmerksam und nach vielen Telefon-

gesprächen mit örtlichen Behörden hatte sie das Ziel ihres Hilfsprojektes gefunden: Die beiden Inselchen Moamboc und Silangon mit 1.200 und 300 Einwohnern.

Kakay sammelte Geld, um eine zerstörte Kindertagesstätte und eine Schule wieder aufzubauen. Um Verwaltungskosten zu vermeiden, arbeiteten Kakay und ihre Helfer rein ehrenamtlich. Und das, obwohl Kakay voll berufstätig ist. Wenn doch Geschäftskosten entstanden, wurden diese durch den Verkauf von I am HIP-Merchandise gedeckt, oder aus Erspartem. Spenden kamen dadurch zu 100 Prozent an – anders als bei den großen Hilfsorganisationen, von denen manche wegen der Verschwendung von Geldern in die Kritik geraten.

Beim Aufbau halfen Freiwillige, vor allem Studenten und Rucksacktouristen. Ihre Unterbringung auf der Insel: Sehr einfach, in Zelten. Das klingt abenteuerlich - aber auch etwas unheimlich. Was ist mit Schlangen, Spinnen und anderen Tieren, die nachts womöglich ins Zelt kriechen? Und der Hitze...? Es ist schon verrückt: Eigentlich sehne ich mich danach, auszuweichen, wilde Natur zu erleben, ganz weit weg zu sein, völlig auf mich allein gestellt... aber dann doch bitte irgendwie mit Sicherheitsnetz. Ob ich es wohl auch aushalten würde, auf dieser Insel ohne Strom und Wasser? Würde ich auch so gut in Kontakt mit den Einheimischen kommen wie Nadine, die uns viele Bilder von sich mit süßen kleinen Kindern zeigt? Ich bin neugierig.

Wie mag es für die Menschen sein, nach Yolanda weiter auf diesem Stecknadelkopf von Insel zu leben? Haben sie Angst vor dem nächsten Taifun? Warum bleiben sie? Ich wünschte, ich könnte selbst einmal dorthin reisen. Aber die Philippinen sind weit und die Reise zu teuer. Vielleicht irgendwann mal, denke ich.

I am HIP bleibt in meinem Kopf. Und wie es der Zufall so will, stoße ich kurz darauf auf das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung.

Und nun bin ich es, die von Tacloban aus einen Flieger nach Cebu nimmt, ein paar Stunden mit dem Bus die Küste hinauf fährt, auf einer rostigen Fähre übersetzt nach Bantayan Island, dann auf ein Motorradtaxi steigt und zum Schluss in ein kleines Holzboot. Endlich bin auch ich auf Moamboc Islet - knapp ein Jahr später.

Ich habe mit Kakay telefoniert. Ihr Projekt auf der Insel ist bereits abgeschlossen, sie arbeitet aber an einem weiteren Projekt auf einer Nachbarinsel. Dort will sie ein Wohnheim für Schüler errichten, die auf die weiterführende Schule gehen. Warum das so wichtig ist, werde ich später mit eigenen Augen sehen.

10.2 Inselleben

Flor, Grundschullehrerin auf der Insel und Kakays Kontaktperson, holt mich in Bantayan Stadt ab. Eine Fährverbindung gibt es nicht, somit kommt Flor mit Mann und Sohn im kleinen Fischerboot angetuckert. Bis zur Rückfahrt müssen wir eine Stunde warten - der Wasserstand ist inzwischen zu niedrig. Das Boot könnte zwar fahren, aber an manchen Stellen nur ohne Motor. Man müsste dann eine andere Route nehmen und an den flachen Stellen mit der Bambusstange durchs Wasser staken. Das würde lange dauern. Bei hohem Wasserstand ist Moamboc in zwanzig Minuten zu erreichen - bei niedrigem Wasserstand dauert es mindestens doppelt so lange. Als wir endlich los können, steht die Sonne hoch am Himmel. Die Wasseroberfläche ist wie ein Spiegel, sie wirft uns das gleißend helle Licht entgegen.

Bantayan verschwindet langsam und wir fahren auf ein paar kleine Inselchen zu, zwischen ihnen hindurch, immer weiter hinaus aufs Meer. Manchmal kommen uns andere Inselbewohner entgegen und grüßen. Oft ganze Familien mit Wasserkanistern, Säcken und Kisten. Zum Schutz gegen die Sonne halten sie Regenschirme in der Hand. So sieht Rush Hour am Ende der Welt aus, denke ich. Bald gleicht das Meer links und rechts von uns einem Acker. Zäune ragen aus dem Wasser. Hier werden Fische und Algen gezüchtet. Ein paar Kinder mit Schwimmbrillen stehen neben einem Boot, das Wasser reicht ihnen bis zur Brust. Sie tauchen nach Krebsen. Das Meer ist die wichtigste Einkommensquelle für die Bewohner von Moamboc. Die meisten sind Fischer.

Kurz bevor wir ankommen, schaltet Flors Mann den Motor aus. Ihr Sohn steht auf dem vorderen Ende des Bootes und stakt uns ans Ufer. Dann springt er ins Wasser und zieht das Boot die restlichen Meter, bis es flach genug ist. Ich steige hinab.

Wer sich nun vorstellt, dass meine Füße auf einem weißen, weichen Traumstrand landen, der hat die gleiche Erwartung, die auch ich zuvor hatte. Es sieht aber anders aus. Hier gibt es keinen Sand. Die Insel besteht stattdessen aus korallenartigem Kalkstein. Sie ist steinig und zerfurcht und der Boden ist äußerst scharfkantig.

Auf dem Weg ins Inselinnere bewegen wir uns auf einem schmalen Pfad durchs Gestrüpp. Von irgendwoher kommen neugierige Kinder angerannt. Ihre Kleidung ist schmutzig und löchrig. Häuser sehe ich zuerst einmal nicht, aber Hähne, die hier und da mit dem Fuß an einem Baum festgebunden sind und ständig krähen. Eines der typischen Geräusche auf den Philippinen. Viele Familien besitzen hier einen Hahn, den sie lange züchten und trainieren, um ihn dann bei Hahnenkämpfen antreten zu lassen. Ein guter Hahn kann einer Familie viel Geld einbringen. Eine Art Glücksspiel.

Der Pfad lichtet sich. Wir stehen vor Flors Haus.

Flor verdient als Lehrerin mehr als die meisten Menschen auf der Insel. Sie gehört zu den wenigen hier, die ein Haus aus Stein besitzen. Es ist zweistöckig, rosa und hat einen großen Balkon an der Vorderseite. Die Einrichtung ist einfach. Im Wohnzimmer schmücken Fotos der beiden Kinder die Wand. Sie tragen Absolventenhüte der Uni. Daneben hängen Flors Diplomzeugnis und ein paar Drucke mit religiösen Motiven. In der Mitte des Raumes steht ein aufwendig geschnitztes Holzregal, in dem der kleine Fernseher thront. Er ist mit einem Rüschedeckchen bedeckt und umringt von einer Fülle bunter Kuschelbären, Schneekugeln und Plastikblumen.

Neben dem Wohnzimmer liegt die Küche. Sie besitzt zwar ein Waschbecken, aber keinen Wasserhahn. Es gibt auch keinen Herd. Gekocht wird draußen, über einer Gasflamme. Und auch der Kühlschrank fehlt – denn die Insel ist nicht ans Stromnetz angeschlossen. Die Familie besitzt zwar ein Solarmodul, aber dessen Strom reicht gerade so für einige Glühbirnen und den Fernseher.

Auch im Badezimmer gibt es kein fließendes Wasser. Stattdessen steht am Boden ein Eimer mit Regenwasser. Eine Plastikkelle schwimmt darin. Sie wird benutzt, um die Toilette abzuspülen, die Hände zu waschen und um sich zum Duschen das Wasser über den Körper zu gießen. Diese philippinische Art zu duschen ist gar nicht schlecht und sehr wassersparend.

Wasser ist auf der Insel Mangelware, denn Süßwasser gibt es in ihrem porösen Untergrund nicht. Dementsprechend gibt es keine Brunnen oder Quellen. Flors Haus besitzt zwar wie die meisten Häuser eine Regentonne, aber manchmal ist es wochenlang trocken. Und der Inhalt einer Regentonne ist ja auch nicht gerade viel. Die Familie muss daher das meiste Wasser mit dem kleinen Holzboot von Bantayan Island holen. Alle paar Tage kaufen sie dort einen 20-Liter-Kanister Trinkwasser und einen Benzinkanister voller Nutzwasser.

Der Schweiß läuft und meine Hände sind klebrig und schmutzig. Hygiene: Fehlanzeige. Ausgiebiges Duschen und regelmäßiges Händewaschen sind nicht angebracht – ich weiß, dass ich auch so schon viel mehr Wasser verbrauche, als Flor und ihre Familie.

10.3 Der Wert von Wasser

Wie wertvoll Wasser aber wirklich ist, das erlebe ich in meiner ersten Nacht auf Moamboc Islet. Es ist heiß, etwa 35 Grad, auch nachts kühlt sich die Luft kaum ab. Ventilator oder Klimaanlage? Wie denn, ohne Strom. Drinnen ist es für mich nicht auszuhalten, kein Lüftchen regt sich im sti-

ckigen Zimmer. Auch wenn ich Gefahr laufe, von Mücken zersto- chen zu werden – mit dem Kopfkissen in der Hand ziehe ich um auf den Balkon. Hier steht eine kühlende Bambusliege und es weht ein leichter Wind. Schon bald wird er stärker und in der Ferne zucken Blitze am Himmel. Ein Gewit- ter! Ich bin erleichtert. Das wird Abkühlung bringen. Erst tröpfelt es, dann schüttet es unter lautem Donner wie aus Kübeln. Im Haus regt sich was, die Familie ist aufgewacht. Flor, ihr Mann und der Sohn rennen nach unten. Das Licht geht an. Was ist passiert? Ich beuge mich über die Balkonbrüstung und sehe Flor. Im Nachthemd rennt sie durch den Regen und schöpft Was- ser aus der übersprudelnden Regentonne. Jede Schüssel, jeder Eimer, jeder Topf wird bis zum Rand gefüllt. Bis so viel Wasser wie möglich gesammelt worden ist. Erst dann geht die Familie wieder ins Haus um zu schlafen. Am nächsten Tag wird Flor die Wäsche waschen.

Im nassen Schlafanzug lege ich mich zurück ins Bett und kann endlich schlafen. Der Wert von Wasser? Zum ersten Mal habe ich ihn begriffen.

10.4 Interview mit Flor

Am nächsten Morgen sitze ich mit Flor am Küchentisch. Wir trinken Kaf- fee und ich stelle ihr einige Fragen, um mehr über das Leben auf der Insel zu erfahren. Die Insel lag in der Schneise von Yolanda. Die meisten Häuser wurden zerstört. Auch das von Flor – vor dem rosa Betonhaus stehen die Ruinen des alten Hauses.

Über das, was fehlt

Wir haben hier kein Wasser. Vielleicht müsste man einen Brunnen bauen. Einen artesischen Brunnen. Das hat hier noch keiner versucht, denn das ko- stet zu viel. Aber wir wissen auch nicht, ob es hier überhaupt Wasser gibt.

Wenn der Wasserstand niedrig ist, können wir nicht nach Bantayan fa- hren, um Wasser zu kaufen. Wenn das Wetter schlecht ist, trinken manche Menschen Regenwasser.

Die letzten beiden Monate hat es gar nicht geregnet und es war sehr heiß. Aber wir brauchen Wasser – zum trinken, waschen, einfach für alles.

Was wir auch noch brauchen, sind Erwerbsquellen. Zum Beispiel Fischer- netze. Einige Netze sind gespendet worden, aber sie sind schon wieder ka- put. Aber die Leute können sie nicht ersetzen, denn ihr Einkommen reicht gerade einmal fürs Essen für die Familie. Sie fangen wenig und können da- her auch nur wenig verdienen.

Wir haben auch keinen Strom. Vor Yolanda hatten die meisten Familien Solarmodule auf dem Dach. Die haben wir vom Energieministerium be-

kommen. Wir haben drei Pesos pro Monat für diese Module bezahlt. Aber als Yolanda kam, wurden die meisten Solarmodule weggeblasen. Manche Leute haben sich kleine Solarmodule gekauft, mit denen man ein paar Lampen betreiben kann. Aber das reicht nicht.

Wasser und Strom sind also am wichtigsten für uns.

Über die Auswirkungen der Armut

Manche Familien haben fünf Kinder, andere sieben. Meist verdienen die Familien etwa 100 bis 200 Pesos am Tag (2 bis 4 Euro). Daher sind manche Kinder unterernährt. Sie können nicht frühstücken, weil der Vater noch auf See ist, beim Fischen. Erst wenn er nachhause kommt, kauft er Reis. Zum Frühstück trinken die Kinder also nur etwas Instantkaffee mit Milchpulver. In der Pause, gegen 9:20 Uhr, gehen sie dann nachhause und essen. Manche, die von den anderen Inseln kommen, bringen ihr Mittagessen mit und essen es dann. Mittags haben sie dann nichts mehr zum Essen.

In der ersten Klasse haben wir fünf Kinder, die unterernährt sind. In der zweiten Klasse sind es drei, in der sechsten Klasse sieben. Wir notieren jedes Jahr die Größe und das Gewicht der Kinder, daher wissen wir das so genau. Man merkt es ganz deutlich, diese Kinder lernen langsamer.

Vor Yolanda war es noch OK, aber seit Yolanda haben wir Probleme. Auch wenn die Fischer wieder Netze haben – fürs Essen bleibt trotzdem nicht genug.

10.5 Von der Hand in den Mund

Für die Inselbewohner ist es aufwendig, Wasser zu besorgen – es dauert einen halben Tag, um nach Bantayan zu fahren. Zeit, die zum Arbeiten fehlt. Und es kostet auch Geld. Für den Sprit für das Boot und natürlich für das Wasser selbst. Die einfachsten Bedürfnisse zu decken ist also schon ein Kraftakt.

Und Strom – der ist bei uns so selbstverständlich, dass es kaum vorstellbar ist, ohne ihn auskommen zu müssen. Ich spüre das am eigenen Leib am zweiten Tag auf der Insel. Auf die Philippinen habe ich nur mein Smartphone mitgenommen, als Kamera und zum schreiben meiner Blogbeiträge. Ich habe es also ständig in der Hand, denn ich will hier auf Moamboc alles festhalten. Und dann sind da noch die vielen Kinder, die unbedingt Bilder vom Schnee sehen wollen. Am Abend ist der Akku also leer, aber Flor hat ja ein Solarpanel und ich darf das Handy über Nacht an dessen Batterie aufladen. Doch die Spannung ist so gering, dass das Handy nach einer ganzen Nacht nur zu 30 Prozent geladen ist. Ich muss mich also stark einschränken,

damit ich wenigstens die wichtigsten Bilder machen kann. Ein kleines Problem ist das und nicht mehr, klar, aber es macht mir bewusst, wie abhängig ich vom Strom bin.

Was also, wenn es nicht um solchen Luxus wie ein Smartphone geht? Bei einem Spaziergang über die Insel treffen Flor und ich mehrere Familien, die nur eine einzige, nicht besonders helle Solarlampe besitzen – für bis zu 8 Personen. Wir treffen eine alte Frau, die nicht mal das hat. Ihre einzige Lampe ist ein Schraubglas mit Petroleum und einem Docht. Und ein junger Mann, den wir bitten, uns seine Lampe zu zeigen, holt eine Taschenlampe aus dem Haus. Sobald es dunkel wird, sind sämtliche Aktivitäten auf der Insel stark eingeschränkt. Steht man auf Flors Balkon sieht man: Die Insel ist stockdunkel. Hausaufgaben machen, lesen, spielen, kochen, arbeiten – ohne Lampe geht das nicht.

Licht wird vor allem von den Fischern benötigt. Denn tagsüber sind sie auf See und abends müssen die Netze repariert werden. Sie bestehen aus sehr feinem Garn. Ein Fischer zeigt mir, wie es geht. Mit viel Fingerspitzengefühl muss der hauchdünne, fast durchsichtige Faden durch die kaputten Stellen gezogen und fixiert werden. Im Dunkeln unmöglich.

Und die Netze sind riesig. Bei unserem Gang über die Insel sehen wir eine Frau und ein Kind, die auf einem Netz-Berg thronen und ihn flicken. Eine stundenlange, aufwendige Arbeit.

Die Menschen können sich aus dieser Lage kaum befreien. Alles, was sie hatten, hat Yolanda weggerissen. Danach kamen einige Hilfsorganisationen, bauten einfache Häuser für die Ärmsten, spendeten Wassertonnen, kleine Solarlampen, Kleidung, Boote, Fischernetze. Das Nötigste, aber nicht für jeden. Manche Inselbewohner erhielten Geld von Verwandten, die außerhalb leben. Aber viele mussten auch Kleinkredite aufnehmen. Diese stottern sie nun ab – von ihrem winzigen Gehalt.

Mangels Alternativen begeben sich manche in ein Abhängigkeitsverhältnis. Als ich später mit Flor über die Insel laufe, sprechen wir mit einer Familie, die kein eigenes Boot mehr besitzt. Sie nutzen das Boot der Nachbarn. Von jedem Fang müssen sie die Hälfte abgeben, als Miete. So bleibt von ihrem ohnehin niedrigen Ertrag kaum etwas zum Leben. Noch dazu ist das Meer im Umkreis der Insel überfischt, die Fänge sind mager.

Ich frage mich: Wenn es so schwierig ist, als Fischer über die Runden zu kommen - warum machen dann nicht wenigstens einige von ihnen etwas anderes? Es gibt zwei oder drei Familien, die sich spezialisiert haben. Eine Frau macht aus Muscheln Schmuck. Ein paar junge Männer trocknen See gurken. Sie sind aber die Ausnahme.

Ich frage Flor, warum das so ist. Auch ihr Mann war Fischer. Bei den Reparaturarbeiten nach Yolanda ist er vom Dach gestürzt und kann seitdem sei-

ne Schulter nicht mehr belasten. Aber er ist ansonsten gesund. Nur Fischen geht eben nicht mehr. Was soll er denn sonst machen, entgegnet Flor auf meine Frage. Er kann doch sonst nichts - nur fischen. Umlernen? Undenkbar, nicht nur für Flors Mann. Mangelnde Perspektiven spielen dabei sicher eine Rolle. Dabei haben Flor und ihre Kinder an der Universität studiert.

10.6 Pro Kind ein Baum

Am zweiten Tag nimmt Flor mich mit zu einer Aktion ihrer Schule. Wir gehen Bäume pflanzen. Mit einem Tuch über dem Kopf und einer Flasche Wasser in der Hand machen wir uns auf den Weg. Die Sonne brennt, es ist etwa 35 Grad heiß. Zur Schule sind es nur etwa fünf Minuten Fußmarsch. Der felsige Pfad führt durch den Palmenhain im Zentrum der winzigen Insel. Früchte tragen die Pflanzen mit den großen, ovalen Blättern nicht, eigentlich ist es nur Unkraut, sagt Flor. Aber das Gelände ist privat, daher kann die Fläche nicht zum Anbau von Gemüse oder anderen Lebensmitteln genutzt werden.

Als wir die Schule erreichen, erwartet uns schon eine kleine Gruppe von Kindern. Sie haben leere Plastikflaschen dabei. Mit denen gehen wir zu einem langen Waschbecken, das neben den Toiletten angebracht ist. Es ist eingestaubt, aus den Hähnen kommt kein Wasser. Weil Wasser gespart werden muss, haben die Kinder in der Schule nur einmal am Tag die Gelegenheit, sich die Hände zu waschen. Morgens vor dem Unterricht stellen die Lehrer in jedem Klassenraum einen Kanister mit Zapfhahn auf. Jedes Kind darf kurz die Hände darunter halten. Danach gibt es dann noch etwas Wasser in den Zahnputzbecher. Denn morgens putzen alle Kinder zusammen die Zähne. Das war's. Übrigens können natürlich auch die Schulklos ohne Wasser nicht benutzt werden. Die Kinder werden somit angewiesen, in den Palmenhain zu gehen.

Flor nimmt ihren Schlüsselbund und geht zum Wasserspeicher, der das Regenwasser vom Schuldach auffängt. Um den Haupthahn ist ein kleiner Holzverschlag gebaut worden, zu dem nur Flor den Schlüssel hat. Die Kinder stehen schon am Waschbecken und drehen alle Hähne auf. Als das Wasser herausspritzt, kühlen sie sich quiekend ab, dann werden alle Plastikflaschen bis zum Rand gefüllt. Flor dreht das Wasser wieder zu. Mit den Flaschen geht es in den Wald.

Wir pflanzen Mango-Bäume. Die Setzlinge liegen in einem Eimer, ein paar Männer sind bereits dabei, mit Macheten Löcher in den Boden zu graben. Die Kinder stehen um sie herum und sehen zu. Ein paar Meter entfernt setzt jemand die Büsche eines kleinen Waldstücks lodernd in Brand – noch

schnell etwas Platz schaffen. In jedes Loch wird ein Setzling gelegt. Dann füllen es die Männer wieder mit Erde und stecken dabei jeweils eine Plastikflasche kopfüber mit hinein. Zuvor erhält die Flasche einige Löcher am Hals. In den nächsten Tagen sorgt sie für die Bewässerung, damit der kleine Setzling nicht direkt wieder vertrocknet. Zum Schutz gegen die Ziegen bekommt jeder Setzling dann noch einen kleinen Zaun. Fertig!

Für jedes Kind soll so ein Baum gepflanzt werden. Das hat absolut keinen symbolischen Wert. Die Ernährung der Kinder ist einseitig, denn Obst ist teuer. Die meisten bekommen nur Reis und Fisch zu essen. Einige Kinder haben braune Stümpfe, wo einmal Schneidezähne waren. Die Eltern geben ihnen etwas Kleingeld mit, wenn sie sie in die Schule schicken. Davon holen die Kinder Süßigkeiten. Warum die Eltern ihnen kein Obst mitgeben, frage ich Flor. Eine Mango ist deutlich teurer als ein Bonbon. 20 Cent kostet eine Frucht. Bei fünf Kindern pro Familie ist das eine einfache Rechenaufgabe.

10.7 The happy song

Strom ist Mangelware auf Moamboc – aber es gibt einen Tag in der Woche, da wird der Dieselgenerator angeworfen für ein ganz besonderes Event.

Ich sitze mit Flors Familie vor dem Fernseher und wir gucken die philippinische Version von The Voice. Die Filipinos singen für ihr Leben gern, kein Wunder also, dass es alle gängigen Gesangsshows auch hier gibt. Auf einmal hören wir ein lautes Lautsprecherknacken und das Rückkopplungspfeifen eines Mikrofons. Jemand spricht. Es ist der DJ und er ruft seine Gemeinde. Oh ja, die Insel ist so klein, dass der DJ vom Kirchplatz aus alle Bewohner per Lautsprecher in die Disco rufen kann. Samstagabend. Zeit zu tanzen!

Alles ist dunkel, als wir der gedämpften Musik entgegen gehen. Flor hat eine Taschenlampe in der Hand - ein winziger Lichtkegel auf der tief-schwarzen Insel. Der Weg? Unmöglich zu errahnen. Grillen zirpen, Millionen Sterne. Warme Nachtluft an den Beinen. Dann wird es hell.

Flors Schwägerin und ihre Kinder erwarten uns schon. Der Kirchplatz ist gerammelt voll. Junge, Alte, kleine Kinder – alle sind sie bei der Disco. Getanzt wird auf dem Kirchplatz, der in buntes Licht getaucht ist. Der DJ sitzt in der Kirche. Ein etwa 40-jähriger Mann mit einem astreinen Vokuhila. Sein Equipment: Ich kann es nicht benennen, so ein Gerät habe ich noch nie gesehen. Aber ich glaube es spielt CDs ab. Am Kiosk holen wir eine (warme) Cola, dann mischen wir uns unter die Leute. Das Lied ist gerade zu Ende, die Tanzfläche leert sich und der DJ ruft etwas ins Mikrofon. Flor erklärt. Jemand muss ein Lied kaufen, erst dann geht es weiter. Für ein paar

Pesos kaufe ich ein Stück Papier, auf das die Gehilfin des DJs einen Song meiner Wahl schreibt. Aber – was hören die hier bloß? Nach einigem Nachdenken habe ich mich entschieden. Universeller als der weltbeliebteste Song der letzten Jahre geht es wohl nicht: Ich schreibe „Happy“ von Pharell Williams auf den Zettel.

Wenig später gibt es eine Durchsage. Flor übersetzt. „Wir haben einen ausländischen Gast, Herzlich willkommen! Julia hat sich ein Lied gewünscht, und das werden wir jetzt spielen.“ Flor’s Schwägerin zieht mich aufgeregt auf die Tanzfläche. Dein Lied, komm, wir tanzen! Der DJ spielt die ersten Takte. „Julia, hier ist dein Lied. The happy song!“ Das Dorf guckt. Die Tanzfläche... bleibt leer. Der DJ hat das falsche Lied aufgelegt. Alle starren uns an. Flors Schwägerin steht mir zur Seite, wir müssen da jetzt durch. Bis zum Ende tanzen wir zum offensichtlich unbeliebtesten Song aller Zeiten – in verschwitzten Shorts und FlipFlops, vor den Augen eines versammelten Dorfes mitten im Pazifik.

Später ist die Tanzfläche wieder voll. Die Kinder vom Mangobaum pflanzen, die Söhne des Fischers mit der einen Lampe, Flor, ihre Schwägerin und ich: Wir alle toben auf einer Tanzfläche. Und ich bin froh, dass ich dagewesen bin. Es fehlt an allem auf Moamboc. Aber nicht an der Lust zu Leben.

10.8 Auf einer Nussschale im großen Meer

Nach drei Tagen bringen mich Flor und ihr Mann zurück nach Bantayan. Ich sehne mich nach Klimaanlage und kalter Cola, am meisten jedoch nach Strom für mein Handy. Es ist Abend und das Wetter ist schlecht. Wir steigen dennoch auf das Boot.

Und wie wir so in der kleinen Nussschale mit ihrem hölzernen Mast über das glatte Wasser gleiten, leuchtet der Himmel. Es gewittert. Flors Mann muss den Motor einholen, es ist zu flach. Der Sohn stakt uns mit der Bambusstange durch das Wasser. Im Schnecken tempo geht es voran. Es ist ganz still. Ich sehe nach links. Am Horizont: Blitze, die ins Wasser gehen. Ich sehe nach hinten – Blitze zucken. Ich sehe nach rechts: Auch dort ist der Horizont vom Gewitter erleuchtet. Vor uns ist irgendwo Bantayan, aber zu sehen ist es noch nicht. Es ist gefährlich, bei Gewitter als einziger hoher Punkt aus dem Meer zu ragen, denke ich. Aber seltsamerweise ist alles in mir ruhig.

In den ersten Tagen in Manila habe ich noch vor Fleischspießen zurück geschreckt. Jetzt treibe ich mit einer philippinischen Familie bei Gewitter auf dem Meer. Habe ich sämtliches Gefühl für Risiko verloren? Ich habe mich eingewöhnt. In dieses Leben jenseits des sicheren Nests mit seinem

doppelten Boden.

Was wir in Deutschland für verrückt halten würden – hier ist es Alltag. Nicht nur ich bin auf dem Meer - einige Schüler, die von Bantayan nachhause nach Moamboc müssen, sind bei diesem Wetter auch noch unterwegs. Sie kommen uns entgegen. Zu Fuß.

Was für ein beschwerlicher Schulweg für die Teenager von Moamboc. Das Wasser reicht ihnen bis zur Hüfte. Kurz vor meiner Abreise sehe ich also noch mit eigenen Augen, warum Kakay mit I am HIP ein Wohnheim baut. Die Kinder sollen unter der Woche in Bantayan bleiben können. Sich aufs Lernen konzentrieren. Nicht stundenlang durchs Wasser waten.

10.9 Zwei Jahre nach Yolanda – alles wieder gut?

Mehrere NGOs haben auf Moamboc geholfen. Der Islamic Relief Fund hat Wassertonnen gespendet. Eine andere NGO Boote. Kakay hat mit I am HIP die zerstörte Grundschule wieder aufgebaut. Aber es gibt noch viel zu tun. Wasser und Strom sind dabei die größten Probleme.

Nach meiner Rückkehr von Moamboc mache ich einen Termin mit Etherel Diaz, der zuständigen Beamtin im Wirtschaftsbüro von Bantayan Stadt. Ich frage sie, ob Moamboc irgendwann einen Brunnen erhalten soll oder ans Stromnetz angeschlossen wird. Aber die Stadt ist klamm und es gibt viele kleine Inselchen wie Moamboc. Auf der südlichsten kleinen Insel im Verwaltungsbezirk Bantayan wird jetzt begonnen, Meerwasser-Entsalzungsanlagen zu installieren. Eine deutsche Kleinstadt hat das Geld dafür gespendet. Bis Moamboc dran ist, wird es noch Jahre dauern. Gäbe es entsprechende Spenden, dann würde die Stadt auch Moamboc sofort mit so einer Anlage versorgen können.

Die so genannte „Off-Grid-Box“ eines italienischen Start-ups, dessen Gründer ich in Bantayan zufällig kennen lerne, kostet 24.000 Euro. Es handelt sich dabei um einen kleinen Schiffscontainer. In seinem Inneren ist eine Membran-Filteranlage für Meerwasser, aus dem die Anlage Trinkwasser erzeugt. Die Box kann ohne Stromanschluss oder Generator betrieben werden. Ihre Energie bezieht sie aus einem Solarpanel und einer kleinen Windkraftanlage auf dem Dach.

Die schweizerische Caritas hat auf zwei kleinen Inselchen östlich von Bantayan bereits um die 20 solcher Anlagen installiert. Ich spreche mit Mitarbeitern der Caritas in ihrem Büro auf Bantayan. Ich bin erstaunt: Sie kennen Moamboc nicht. Aber sie wären bereit, ihr Wissen weiterzugeben, sollte jemand auf Moamboc derartige Anlagen installieren wollen. Da sie die Anlagen im größeren Stil gebaut haben, werden sie auch einen Techniker zur

Wartung ausbilden. Auch auf ihn könnte eine kleine NGO zugreifen, sollte daran Interesse bestehen.

10.10 Was tun?

Auch wenn es keine Toten mehr gibt und Yolanda nicht länger ein Thema für die Medien ist: Hilfe wird auch mehr als zwei Jahre nach Yolanda noch gebraucht.

Helfen ist an sich nicht schwer. Auf den Philippinen sind noch viele internationale Hilfsorganisationen vertreten und arbeiten am Wiederaufbau und der Entwicklung der lokalen Wirtschaft. Viele kleine NGOs ergänzen diese Arbeit mit ihren Projekten. Es gibt auch einige schwarze Schafe, die Spendengelder verschwenden. Aber im Großen und Ganzen leisten die Hilfsorganisationen gute und wichtige Arbeit, um die betroffenen Menschen wieder auf die Beine zu bringen. Geld ist dabei der Knackpunkt. Jeder von uns sollte regelmäßig spenden. Denn am Ende ist alles eine Frage der Umverteilung.

Die Philippinen waren Inspiration. Reina, Firie, Tonja und Kakay – sie alle arbeiten daran, die Situation nach Yolanda besser zu machen. Mit einem Amerikaner, den ich auf der Reise kennen gelernt habe, habe ich viel herum gesponnen. Was können WIR tun? Hilfe kann so einfach sein, wenn man weiß, wie und wo. Meine Recherche hat mir viele Kontakte verschafft und die Probleme aufgezeigt. Ob ich es schaffe, wie Kakay zu sein und selbst vor Ort zu helfen? Oder wenigstens einen Film zu machen über die vielen tollen Projekte? Das wird der Sommer zeigen.